# Ein bild aus dem Nordamerikanischen volksleben.

# Ein

# Bild

aus dem

# Nordamerikanischen Volksleben.

Darmstadt.

Buchdruckerei von J. G. Schmitt.

1.

Die Welt wird nur darum oft ein Fegefeuer, weil man sie zum Himmel zwingen will; legt den Himmel in eigner Seele an!

Graf v. Benzel Sternau.

Der Reisende, welcher von Neu-Orleans aus, stromauf den Missisippi befährt, um sich unterhalb Jackson den Wogen des Ohio, oder bei St. Charles dem gewaltigen Missouri anzuvertrauen, gewahrt an dem grünen und waldigen Ufer des breiten Stromes, vom rasch dahinfliegenden Dampfschiffe aus, in der Nähe freundlicher Städte, unzählige Landhäuser und Farmen, welche bald hart an dem langsam aufsteigenden Ufer, bald auf einer niedlichen Anhöhe oder in der Entfernung stehen, und größtentheils von stämmigen Bäumen umgeben, hinter weitausgedehnten Gesträuchen versteckt sind. Unermeßliche Waldmassen breiten sich zu beiden Seiten des Flusses aus, welche nur durch die zerstreuten Wohnungen der Farmer, die den Wald in ihrer Umgebung etwas gelichtet haben, unterbrochen werden, und auf den sinnigen Reisenden einen unbeschreiblichen Eindruck machen. Wohnen ja in dieser stillen Einsamkeit gastfreundliche Menschen, die Menschenliebe und Treuherzigkeit zu den Tugenden ihres unverdorbenen Herzens rechnen dürfen! Zum größten Theil wohl Neulinge in dem Lande der Hoffnung, haben sie mit Entbehrungen, Gefahren

und Mißhelligkeiten zu kämpfen, — und doch schätzen sich die meisten glücklicher als in der Heimath!

Kaum röthet die Sonne den östlichen Himmel, so ruft sie auch schon die harte Tagesarbeit vom nächtlichen Lager, und bis die Sonne in ihren purpurnen Aetherfluthen am Himmelszelte emporsteigt, sind alle Hausbewohner schon in Feld, Wald oder am Gestade des Mississippi beschäftigt. Gegen Mittag kündet eine dicke Rauchsäule, welche aus der einsamen Hütte emporsteigt, daß die Frau für die Heimkehrenden das Mittagsmahl bereitet; und eine tiefe Stille, die sodann folgt, zeigt, daß sich die Ansiedler, wegen der hohen Mittagshitze in ihr Haus zurückgezogen haben, um aber gegen Abend, wenn vom Strom her ein kühler Wind zieht, rüstig die Arbeit fortzusetzen. Schon bildet das klare Silberlicht des Mondes seine unheimlichen Schatten und noch hat für den Farmer die Stunde der Ruhe nicht geschlagen; wenn er seine Arbeitsgeräthe für den kommenden Morgen gerüstet, so sitzt er gewöhnlich im Kreise der Seinen, und während diese beschäftigt sind, die Erzeugnisse der Farm für ihren Bedarf oder zum Verkauf zuzurichten, überdenkt er das Gedeihen seiner Landwirthschaft.

So vergehen Wochen, Monate, Jahre — ohne daß ein ausserordentliches Ereigniß die Bewohner dieser Waldeinsamkeit in der tagtäglichen Beschäftigung störe. Fern dem geselligen Leben der großen Städte, sind sie meistens nur auf sich und ihre nächste Umgebung beschränkt; ein heiliges Buch und die Natur gewährt ihnen die segensreichste und lehrreichste Unterhaltung. Religion und Natur wirken wohl nirgends schöner, mächtiger und nachhaltiger auf das menschliche Gemüth als eben in diesen einsamen Waldgründen! Wo ist die

täuschende Schönthuerei Europas, die mit Religion und Natur so schmähligen Mißbrauch treibt; wo sind die lächerlichen Vorurtheile jener gebildeten Welt, die in religiöser Schwärmerei der gesunden Vernunft, dem Gemüth und der Natur zuwider handelt, und den wahren Werth des Menschen so selten erkennt! Die Menschen sind hier noch der Natur näher — darum besser, wenn auch nicht gebildeter. Die Gastfreundschaft — diese schöne alte Tugend, von der man in Europa zuweilen noch etwas in thränenweichen, überempfindsamen Romanen liest, deren Wirklichkeit aber einer besseren, längst vergangenen Zeit angehörte, sie hat ihren freundlichen Herd in der Einsamkeit nordamerikanischer Waldlabyrinthe errichtet. Wie vor Jahrhunderten, zur Zeit des Römers Tacitus, in den wilden, sumpfigen Wäldern des deutschen Vaterlandes, Biederkeit, Treue und Ehrlichkeit, bei Einfachheit der Sitten und Gebräuchen wohnte, so haben sich diese in den Wäldern des aufblühenden Amerika's wieder zusammengefunden. Doch sie werden auch dort, wie in der alten Welt, im Laufe der Zeit sinken, und dem Sagenkreis angehören.

In den nordamerikanischen Städten ist es schon anders, Da hat der Einfluß europäischer Sitten die Menschen umgestaltet und von der lieben Natur entfernt. Luxus und Ueppigkeit haben auch dort, wie in der alten Welt, den Frieden der Menschheit zerstört; ihre verführerischen Lockungen haben auch dort schon unzählige in den Abgrund des Lasters gestürzt, und mancher Mutter, mancher Geliebten bittre Thränen erpreßt.

Ja, noch mehr! — So sehr die Tugenden der Landbewohner hervortreten, und ein Glanzpunkt in dem nordamerikanischen Volksleben sind, so tief — so schrecklich tief sind die Städter gesunken. Die Sittenverderbtheit ist dort gewöhnlicher,

und das Laster gewaltiger und schrecklicher als in den volkreichsten Städten Europa's.

Auch dort wird in Erfüllung gehen, was die Weltgeschichte in jedem Jahrhundert aufzuweisen hat: Entsittlichung wird das Grab eines Volks!

Stadt und Land bilden, wie in keinem andern Erdtheile, in Nordamerika den schrecklichsten Gegensatz. Die Geheimnisse von Paris, London, Brüssel, Berlin 2c. dünken uns eine große Uebertreibung, ihre Charaktere schaudererregende Phantome des Dichters; allein gegen die Mysterien von New-York, Philadelphia, Boston, New-Orleans 2c., würden jene in den Hintergrund treten müssen. Einige neuere, mit den amerikanischen Zuständen vertraute Romanschreiber haben, und zwar mit ziemlichem Glück, das sittenlose Leben der nordamerikanischen Unions-Städte gezeichnet, und der gebildete Europäer hört mit Entsetzen die mährchenhaften Nachrichten. Das „Lynchgesetz", der „Tatrarchenbund", die „schwarzen Raben" und die „Jägerloge" bilden zu den gräßlichsten Scenen und unmenschlichsten Greuelthaten den mysteriösen Hintergrund!

Das Landleben hat da den Vorzug! Und doch haben so manche Bewohner der Einsamkeit schwere, traurige Schicksale zu erzählen; und könnten die hölzernen Wände ihrer Häuser reden, wir würden staunend hören, und wohl manche Thräne der Rührung aus dem Auge wischen. Der Pfad, der zu dem Ziele unserer Wünsche führt, ist oft so mühsam und schwer! Doch, wie viel bedarf es, um glücklich zu sein! Zufriedenheit ist wohl der größte Schatz; und möchten doch die Menschen, wenn sie nach diesem Lebenspreis ringen, nie vergessen: daß die irdischen Güter keine Seelenruhe gewähren können, und das wahre Glück des Menschen nie in der Außenwelt,

sondern in tiefinnigster Seele ruht. Religion und Natur sind die Führer; — wer ihnen folgt und in ihnen lebt, wird in seinem Seelenfrieden das höchste Gut des Lebens schätzen, und auch im Sturm politischer Verhältnisse, unter Noth und Gefahr, Sorgen und Schrecken, doch das Glück der urweltlichen Einsamkeit theilen, die dem Reisenden des Missisippi durchaus nicht schauerlich, sondern recht einladend dünkt.

Mit erstaunlicher Schnelligkeit durchzieht der Dampfer die stürmenden Wogen, und jeder Augenblick drängt neue reizendere Bilder vor das Auge des gefesselten Beobachters. Dichte Wälder und freundliche Wiesengründe, einsame Farmen und stolze Waldhäuser, kleine Dörfer und frisch emporblühende Städte, wechseln so rasch und in so kurzer Zeit, daß sich der Reisende bei eintretender Nacht, wahrhaft erschöpft, gleichsam wie von den Naturschönheiten übersättigt, in das Innere des Schiffs zurückzieht, und im raschen Phantasienfluge die zurückgelegte Strecke im Geiste noch einmal durchwandert.

Besonders wird ihn ein, auf einer kleinen Anhöhe gelegenes Landhaus, welches gleichsam die Gegend beherrschte, angezogen haben. Wiesenflur und leichtes Gesträuche zogen sich die Höhe hinab nach dem Strom, rechts und links lag Feld, und gegen Süden an einem Abhange ein, wenn auch noch mangelhaft, doch mit Fleiß angelegter Weinberg; den Hintergrund machte undurchdringlicher Urwald. Das Haus stand einsam und hatte zwei Stockwerk mit einem Balkon, der auf vier Holzsäulen ruhte. Das Aeußere desselben verrieth, daß es aus Steinmassen aufgeführt sei; und die freundlichen Anlagen vor demselben zeigten deutlich, daß seine Bewohner dem gebildeten Stande angehörten.

Als das Dampfschiff eines Tages an dem einsamen Landhause vorbeifuhr, saß auf dem Balkon eine junge Dame und arbeitete; eine ältere Frau stand ihr zur Seite und schien mit den Blicken das Schiff zu verfolgen. Ein Mann in den besten Jahren trat später hinzu, und der Reisende konnte, obgleich sich das Schiff schon ziemlich weit entfernt hatte, noch recht gut bemerken, wie ihm die junge Frau mit offenen Armen entgegen eilte. Er mußte von einer Jagd zurückgekehrt sein, denn einige Jäger traten in diesem Augenblick in's Haus.

Doch, wer kennt die Geschichte dieses Hauses! Wäre sie auch bekannt — der Nordamerikaner ist viel zu herzlos und sein Sinnen und Trachten zu sehr auf die Vergrößerung seiner Geschäfte gerichtet, als daß er ihnen Aufmerksamkeit schenken könnte; ihn würde Einrichtung und Zweck des Gebäudes mehr unterhalten, als die wunderbare Fügung des Schicksals, welcher es sein Entstehen verdankt.

Mein geneigter Leser ist kein Amerikaner, und das Schicksal seiner Nebenmenschen ist ihm ein Spiegel, der ihm viel Wahres und Gutes offenbart.

Um jedoch die Geschichte von „Friederickenlust," so heißt das einsame Landhaus, in rechtem Zusammenhang geben zu können, muß ich ihn erst von den fruchtbaren Ufern des Mississippi weg, in eine deutsche Universitätsstadt führen, wo wir die Personen unserer Erzählung zunächst finden.

---

## 2.

Leb' wohl, o theures Liebchen mein,
Gott, Christus sei mit dir,
Oft denk' ich in der Ferne dein,
Stets bleibe treue mir.
Sei gottergeben dulde fromm
Was dir beschieden ist;
Geb' Gott, daß wenn ich wiederkomm',
Du noch am Leben bist.

K. Wörle.

Die Sonne war gesunken und hatte von einem lieblichen Frühlingstag Abschied genommen, dem reinen Lichte des Mondes einen milden, einladenden Abend überlassend. Die Straßen und Anlagen der Universitätsstadt waren überfüllt von Spaziergängern. Frauenzimmer trugen ihren Putz zur Schau, junge Herrn, vom Commis bis zum Accessisten, vom Gymnasiast bis zum Studenten, suchten geliebten Personen zu begegnen; und gar mancher verstohlene bedeutungsvolle Blick wurde hinter dem Rücken der wachenden Mutter oder der ängstlich achtsamen Tante gewechselt. Die Väter besuchten meistens die heute zum erstenmal geöffneten Bierkeller und überließen den Ihrigen ungestört den reitzenden Frühlingsabend. Feurige Studentenlieder hörte man von verschiedenen Seiten her, denn die Brüder der Landsmannschaften hatten sich zum größten Theil in ihren Versammlungsorten zusammengefunden, um sich durch Gesang und Scherz, besonders aber durch den

Gerstensaft von den Anstrengungen des Studiums zu erholen.

Um diese Stunde saß in der Laube eines Gartens vor der Stadt, Friedericke, die Tochter des Professors Braun, der seit einer Reihe von Jahren, durch verschiedene Cabalen aus seinem ehemaligen Wirkungskreis gerissen, mit allgemein anerkanntem Fleiße durch Privatunterricht für seine kleine Familie sorgte. Seine Frau hatte vor einigen Jahren dem Zeitlichen Lebewohl gesagt und mit gebrochenem Mutterherzen der vierzehnjährigen Friedericke ein kaum sechs Wochen altes Kind zur sorglichen Pflege hinterlassen. „Sei ihm Mutter", sagte die dahinscheidende Frau, als die Tochter, die liebe Kleine im Arm haltend, an ihrem Krankenlager niederkniete, um den heiligen Muttersegen zu empfangen, „sei ihm Mutter, liebe Friedericke, der Allgütige wird mit Dir sein und deine Wege leiten! Erziehe es fromm und gut, bescheiden und einfach, es wird dann auf der kurzen Lebensbahn zufrieden und glücklich sein. Haben wir Gott und Christus im Herzen, so haben wir ewigen Reichthum, denn alles auf der Erde vergeht, nur das reine ,fromme, gottesfürchtige Herz ist unvergänglich!"

Friedericke hatte die letzten Worte der theuren Mutter nie vergessen. Mit bewunderungswürdiger Hingabe und Aufopferung pflegte und erzog sie, von der reinsten Liebe beseelt, die Kleine. Diese war zu einem achtjährigen Kinde herangewachsen, und ein Muster von Folgsamkeit, Herzensgüte und Fleiß. Vorzüge — welche sie mit ihrer Schwester theilte.

Professor Braun bewohnte ein einsames Gartenhaus vor der Stadt, das Erbtheil seiner Gattin, welche die einzige Tochter eines frommen Blumengärtners war. Die freundlichen Gartenanlagen um das Haus, pflegte der, vom Schicksal so

sehr verfolgte Gelehrte mit besonderer Liebe, und fand so zu sagen in der Natur einen Trost, welchen ihm die Welt nicht gewähren konnte. So hatte er mehrere Lauben, einen kleinen Wasserfall und ein Becken für Goldfischchen angelegt; Rebengänge wechselten mit duftenden Blumenbeeten und seine einstöckige Wohnung stand gleichsam inmitten eines reitzenden Paradieses. Es lebten, wenn auch nicht sehr glückliche, doch gute und zufriedene Menschen darin. Professor Braun war wegen seiner Menschenliebe nnd gastfreundlichen Gesinnung weit und breit bekannt. Besonders war er den Armen behülflich, indem er z. B. so viel er mit seinen geringen Kräften vermochte, dem gehässigen Wucher und der schmähligen Betrügerei herzloser Menschen entgegen zu wirken suchte, welche in den letzten Jahren den Mittelstand fast ganz zu Grunde gerichtet. Durch diese und ähnliche humane Bestrebungen hatte er sich viele Feinde zugezogen; und besonders war es ein reicher Jude, Namens Joseph Schinder, der ihm zu schaden suchte. Doch hatte dieser bisher noch keine rechte Gelegenheit finden können, seinem Haß freies Spiel zu gönnen.

In stiller Träumerei versunken saß an jenem schönen Frühlingsabende Friedericke in der frisch grünenden Laube. Der Mond goß sein keusches, reines Licht von dem dunkelklaren, blauen Frühlingshimmel hernieder, und ließ einige Silberstrahlen durch das glänzende Blattwerk in das Innere der Laube fallen, welchem sie einen wunderbar anziehenden geheimnißvollen Ausdruck verliehen. Den Arm auf den zierlichen Gartentisch gestützt, horchte sie gedankenvoll dem ergreifenden Schlage einer Nachtigall. Thränen waren ihr in die schönen klaren Augen getreten und ihre dunkelblonden Locken hingen zerstreut auf dem wogenden Busen. Ihre Züge waren regel-

mäßig und schön; die dunkeln Augenbraunen und langen, seidenen Wimpern, die hohe, reine Stirne, die süßen Lippen und die sanften Außenlinien ihrer vollen, rosigen Wangen kündeten Jugendfrische und verliehen ihr einen unendlichen Liebreiz.

Sie war nachdenkend. Ein Seufzer, der sich ihrer Brust entwandt, hätte auch einen Uneingeweihten ahnen lassen, welchen Schmerz das Mädchen empfindet, denn er war so tief und so vielsagend, daß er gewiß in seinem Herzen die Saite der Rührung angeschlagen hätte. Ein unerklärliches beengendes Gefühl lag schwer auf ihrem Herzen, gleichsam als ahnungsreicher Bote einer schmerzlichen Zukunft.

Und wohl besitzt die Seele ein geheimes wundersames Vermögen, was sie ihre künftigen Schicksale ahnen läßt. Besonders lebendig tritt es hervor bei Handlungen, welche auf unser ganzes Leben großen Einfluß haben. Wir fühlen eine bange Beklemmung, ohne uns die Ursache davon klar machen zu können, und nicht selten erpreßt sie uns Thränen, wo wir doch beruhigt und hoffnungsvoll der Zukunft entgegen sehen könnten.

Die Stille der mondhellen Nacht, welche nur durch den melancholischen, schon in der Seele eine ernste, wehmüthige Stimmung hervorrufenden Schlag einer Nachtigall unterbrochen wurde, war bei den Gefühlen, welche das Herz des Mädchens bewegten, nicht ohne wirkenden Einfluß gewesen. Sinnend, ihrer Umgebung unbewußt, schaute sie vor sich hin. Das sanfte Frühlingslüftchen, welches die Blätter der Laube zu einer geheimnißvollen Melodie bewegte, konnte den Flug ihrer Gedanken nicht ändern. Sie durchzog das Reich der Erinnerung. Ihre Kindheit, die Zurücksetzung ihres Vaters, das

Dahinscheiden ihrer Mutter und die Erziehung ihrer Schwester riefen wundersame Empfindungen in ihr hervor. Wohl brachte sie manche Thräne auf den Altar der Erinnerung, und manchen Seufzer sendete sie den Tagen der Vergangenheit nach, welche durch die Blätter zu antworten schienen. Plötzlich erheiterte sich des Mädchens Antlitz, gleichsam als wenn ein ganz anderes Bild ihre Seele beschäftige. Sie richtete ihr bethräntes Auge empor und eine schöne Röthe umfloß ihre Wange. Sie hörte bekannte Tritte, und ehe sie noch Zeit gewinnen konnte sich zu erheben, trat ein junger stattlicher Mann in die Laube.

Er war von mittlerer Größe; in seinen Zügen lag ein Ausdruck treuherziger Gutmüthigkeit; seine hohe Stirne, von blonden Locken umgeben, verrieth Entschlossenheit und Willenskraft und die dunklen, durch schwarze Braunen beschatteten Augen, schienen der Spiegel eines guten Herzens zu sein.

„Theurer Karl!" rief Friedericke dem Eingetretenen entgegen, der liebevoll seinen Arm um ihren Nacken schlang und einen heißen Kuß auf ihre Lippen drückte.

„Nicht wahr, mein Liebchen, ich blieb lange?" begann der junge Mann, nachdem er sich zu ihr auf die Bank gesetzt hatte. „Es that mir in der Seele weh, nicht früher bei Dir zu sein, allein ein wichtiges — ach, für Dich und mich betrübendes Ereigniß hielt mich davon ab."

„Du erschreckst mich, lieber Karl," unterbrach ihn die Geliebte, welche in ängstlicher Erwartung ihm in's Auge schaute. „Was ist Dir begegnet? Rede — ich bin gefaßt! — Ich ahne, Deine Züge verrathen mir den Kampf Deines Innern. — Ach, wir sind sehr unglücklich!" setzte sie seufzend hinzu.

„Ja, Ja, wir sind unglücklich," antwortete Karl, „unglücklich, weil die Wirklichkeit die Träume unseres Herzens unaufhaltsam zu zerstören droht. Daß doch die meisten Menschen ihr Lebensglück in der Außenwelt, anstatt in der Tiefe des Herzens suchen! — Doch zu was diese traurigen Betrachtungen, die Augenblicke vergehen so schnell, und eh' eine Stunde verrinnt, müssen wir uns auf lange trennen!"

„Großer Gott!" rief Friedericke, und sah' den Geliebten überrascht an, „ist's möglich, daß wir uns trennen, vielleicht auf ewig trennen müssen! Deine Unruhe läßt mich nichts Gutes ahnen!"

„Sei unbesorgt, liebes Mädchen, nie trennt die weite Ferne mein Herz von Dir. Ich liebe Dich, und werde immer und ewig, unter allen Verhältnissen des Lebens, treu und innig an Dir hangen, und niemals den heiligen Schwur meines Herzens vergessen. — Wie Du weißt, war der Wunsch meiner Eltern, daß ich die Gräfin von Stolzenpfau heirathe; da ich mich aber bestimmt und entschieden weigerte, so hatten sie den ersten Plan für mein zukünftiges Glück aufgegeben. Meine Mutter hatte sich unterdessen ein zweites, drittes und viertes gnädiges Fräulein zur einstigen Tochter erkoren, allein ich wieß sie alle zurück, und da ich keinen besseren Ausweg wußte, mir die gekünstelten Glücksprojekte vom Hals zu schaffen, als das Schild meiner Liebe zu gebrauchen, so öffnete ich mein liebendes Herz und enthüllte das Geheimniß unserer tiefinnigsten Gefühle. In Folge jenes Geständnisses muß ich nun eine Reise nach Italien mit meinem Onkel unternehmen. Meine Eltern denken durch eine lange Trennung unsere Herzen zu entfremden, und unsere Liebe zu erkalten; allein wüßten sie, wie tief, wie unendlich tief sich Dein liebes Bild in meine

Seele gedrückt, wie unaussprechlich ich Dich liebe, sie würden, nein, sie müßten ihr Vorhaben aufgeben und uns mit ihrem Segen zum heiligen Traualtar begleiten!"

„Der Zorn deiner Eltern wird uns verfolgen," sagte Friedericke mit gebrochener Stimme, „wir werden nie glücklich sein."

„Beruhige Dich liebes Kind" erwiederte Karl sanft, „für unsere Zukunft habe ich gesorgt. Ich bin Willens den Heirathsprojecten meiner Eltern zu trotzen!"

„Gerechter Gott!" rief das Mädchen erschrocken, „nein, nein, das thue nicht. Der Wille der Eltern muß Kindern heilig sein."

„Und wenn er ungerecht ist, soll ich mein Lebensglück so mir nichts Dir nichts zum Opfer bringen. Kurz und gut, ich werde handeln, wie ich es vor dem ewigen Richter verantworten kann. Nach dem Beifall der Welt habe ich noch nie geangelt, und sie mag von mir denken wie sie will; mein Gewissen ist die Richtschnur meiner Handlungen. Höre meinen Plan. Wir müssen uns auf einige Zeit trennen. Ich folge meinem Onkel nach Italien; nach einem Jahre werde ich zurückkehren und meine Eltern abermals um ihren Segen bitten; wird er mir dann aufs neue verweigert, so gehe ich auf's Theater. Erschrecke nicht, liebe Friedericke. Mein Entschluß ist fest und unwandelbar. Von jeher hatte ich eine besondere Vorliebe für's Theater, und ein Freund, der jetzt Regisseur an einem norddeutschen Theater ist, will mich gleich in seine Gesellschaft aufnehmen. Ich werde auf der Bühne glücklicher sein, als im Staatsdienste; Du weißt wie sehr ich für die Kunst schwärme. Ich darf Dich dann offen lieben, und mit Deinem Besitz wird mein süßester Herzenswunsch erfüllt."

„Und Deine Eltern! fragte die Angeredete kleinlaut.

„Wenn sie nicht nachgeben, so habe ich aufgehört ihr Sohn zu sein!"

„Karl!" rief sie zusammenfahrend.

„Dein und mein Glück verlangt es so zu handeln," antwortete der junge Mann entschlossen, und drückte die feingeformte Hand des Mädchens an seinen Mund.

„Wo Gott für sei!„ rief plötzlich eine starke Männerstimme von der Seite und ehe sich noch die Liebenden sammeln konnten, war ein Mann vor den Eingang der Laube getreten. Es war Friederickens Vater.

„Meinen Gruß, Herr Baron!" sagte der Hinzugetretene mit kaltem Ernst. Friedericke hatte sich erholt und Karl trat ihm mit ziemlicher Fassung entgegen. Er wollte ihn anreden, allein die ernste männliche Haltung, des vom Schicksal so sehr heimgesuchten Mannes, machten auf den jungen Mann einen so gewaltigen Eindruck, daß ihm die Stimme versagte.

„Ich habe jedes Wort gehört," begann der Professor nach einer Weile, „und die Ueberzeugung gewonnen, daß Sie unter solchen Verhältnissen nie und nimmer mein Sohn werden können. Erschrecken Sie nicht, lieber Herr, es thut mir in der Seele weh, Ihr edles Herz verwunden zu müssen. Wenn Ihre Liebe mir seither auch manchen Kummer bereitete, so konnte ich doch nichts dagegen einwenden, denn ich schätzte mich glücklich einen Mann, so talentvoll und characterfest wie Sie, einst als Sohn umarmen zu dürfen. Der Wunsch Ihrer Eltern ändert die Sache: Ich werde nie zugeben, daß meine Tochter die Gattin eines Mannes wird, dessen Eltern gegen seine Verbindung sind. Der alte Haß ihres Vaters, der mich um meine Stelle brachte, wird durch Ihre Liebe zu meiner

Tochter nur noch gewaltiger werden, so daß er niemals in die Wünsche ihres Herzens willigt. Wir waren ehedem Freunde; bevor wir vor etwa dreißig Jahren die hiesige Universität besuchten, und die Schönheit eines Mädchens uns entfremdete. Mit derselben Leidenschaft, wie wir sonst zusammenhielten, verfolgten wir uns hernach. Ich machte mein Examen, ward Doctor und später Professor; dies, wie die Liebe jenes Mädchens zu mir, steigerte seinen Haß nur noch mehr, und ungeachtet beinahe drei Jahrzehnt vergangen sind, ist er nicht aus seinem Herzen gewichen. Ihre Neigung zu Friedericke hielt ich gleichsam für einen Fingerzeig des Himmels, um uns am Traualtare unserer Kinder wieder zu versöhnen; doch er will den ungerechtfertigten Haß mit in's Grab nehmen! Ihr Vater war unterdessen in die Residenz gekommen, wo er nach der Heirath mit einer reichen Gräfin, welche Hofdame bei der Prinzessin Eleonore war, in den Adelstand erhoben und zum Legationsrath ernannt wurde. Obgleich er glücklich und zufrieden sein konnte, suchte er sich doch immer noch an meiner Frau und mir zu rächen. Ich kam um meine Stelle, als er Universitätskanzler wurde, und lebe seit der Zeit zurückgezogen, indem ich durch Privatunterricht so viel zu verdienen suche, als ich für meine kleine Familie bedarf. Erwägen Sie nun, bester Herr von Hohenmayer, ob Ihr Vater jemals ihre Wünsche erfüllen wird, und Sie werdeu mit „nein" antworten müssen. Sie gedenken auf das Theater zu gehen. Mir schaudert bei dem Gedanken. Nicht wegen der ungerechten Vorurtheile, welche man im Allgemeinen gegen das Theaterpersonal hegt, sondern weil noch keinem Mitglied desselben das Glück eine sich're Bahn gereicht hat. Sie schwärmen für die erhabene Kunst, besitzen unstreitig auch Talent, etwas Tüchtiges darin zu leisten, allein Ihre

Auffassung von der Kunst, ist eine ganz andere, als die gewöhnliche. Sie würden viel leisten, ohne Beifall zu erndten; man würde Ihnen zujanchzen, ohne Sie zu verstehen. Kurz, man wird Sie nicht würdigen können, vielleicht auch nicht wollen, und ihr schönes Talent wird im Wuste von Cabalen und Hindernissen zu Grunde gehen. Hören Sie vielmehr auf den Rath eines bejahrten Mannes, geben Sie den unglückseligen Gedanken auf, und folgen Sie dem Wunsche Ihrer Eltern. Ermannen Sie sich, und bis Sie aus Italien zurückkehren, ist der Verlust der ersten Liebe hoffentlich verschmerzt. Auch meine Tochter wird stark genug sein, Sie zu vergessen. Der Ihnen bekannte Candidat Helm, der jetzt Pfarrer in einem freundlichen Gebirgsdorfe ist, und vor mehreren Jahren als Student in uns'rem Hause wohnte, liebt sie, und hat heute schriftlich um ihre Hand bei mir angehalten. Er ist ein guter Mensch, hat Amt und Brod, und wenn ihm Friedericke nicht abgeneigt ist, so wird meine Tochter nächstens Frau Pfarrerin."

„Nein, nein!" rief Friedericke ihren Vater unterbrechend.

Karl drückte sanft ihre Hand. Eine bange Beklemmung lag auf dem Herzen des jungen Mannes, der während der langen Rede des Professors still an der Seite seiner Geliebten gesessen hatte. Jetzt ermannte er sich, und trat ihm entschlossen entgegen.

„Herr Professor," begann Karl, und seine Augen funkelten lebhaft unter den starken dunklen Augenbraunen hervor, „Sie wissen, wie mächtig die Liebe auf unser ganzes Leben wirkt, wie sie in dem menschlichen Herzen die zartesten Empfindungen erweckt und zur Triebfeder unserer schönsten und edelsten Handlungen wird, — glauben Sie, daß diesen mächtigsten der Triebe, eine Reise nach Italien, eine Menge lächerlicher Vorur-

theile und der Haß unserer Eltern zu ersticken vermöge; glauben Sie, daß unsere Herzen von einander lassen, und in den Irrgängen des Lebens, unter Glück oder Unglück sich vergessen könnten, — o, Sie kennen die Treue der Liebe nicht, wenn Sie so von ihr denken!"

„Was ist die Trennung für treue innige Liebe!" fuhr Friedericke, den Geliebten unterbrechend fort, „um wie viel schöner ist dann nach längerer Trennung das Wiedersehen? Gewiß, es liegt ein schöner Trost für uns im Scheiden; er gibt uns Muth, wir lernen ertragen was uns das Geschick auferlegt, denn die Hoffnung auf ein Wiedersehen lebt ja in unserer Brust. Darum muthig und unverzagt, mag es auch oftmals schwer und bange im Herzen werden, wir tragen ja die Hoffnung in uns, einst unsere süßesten Wünsche erfüllt zu sehen! — Karl, ich bleibe Dir treu, treu bis in den Tod!"

Sie sank an seine Brust. Ein Strahl unendlicher Liebe leuchtete über ihr Angesicht. Ihr bethräntes Auge blickte mit so viel Vertrauen und Holdseligkeit, mit so viel Herzensgüte und Liebe in das des theueren Geliebten, daß er in einem Meer von Wonne und Entzücken zu leben träumte.

„Ja, treu bis in den Tod!" rief Karl, und drückte einen herzlichen Kuß auf ihre Lippen. „Ich scheide; — Schon morgen reise ich von hier weg, um nach einem Jahr als Bräutigam in deine Arme eilen zu können. Lebe wohl, und vergiß mein nicht! Treu bis in den Tod!"

Noch einmal zog er das theure Wesen an's Herz und stürzte, nachdem er dem Professor die Hand herzlich gedrückt hatte, aus der Laube und verschwand in der Nacht.

„Lebe wohl, theurer Karl!" rief Friedericke dem Davongeeilten mit gebrochener Stimme nach. Ihr schönes Auge

schwamm in Thränen. Auch ihr Vater war gerührt, und ohne ein Wort zu sagen entfernte er sich. Sie war allein. Noch lange saß sie von mannigfaltigen Gefühlen bewegt in der einsamen Laube. Das Herz war ihr so schwer, und doch schloß der Gedanke an ein baldiges Wiedersehen einen untrüglichen Zauber in sich, der ihr die plötzliche Trennung von dem Geliebten weniger schmerzlich machte.

---

## 3.

Sind dir Flügel nicht verlieh'n,
Mir in's Ferne nachzuzieh'n,
Sind doch Flügel mir gegeben,
Dich aus Fernen zu umschweben.
Rückert.

Schon zog der rauhe Herbstwind über die Stoppelfelder, und noch hatte Friedericke von dem Geschiedenen keine Nachricht. In banger Hoffnung erwartete sie ein Schreiben, allein vergeblich. Oft saß sie in ihrem Kämmerlein und starrte zum Fenster hinaus, nach der Richtung seines Aufenthaltes; — sie dachte des Geliebten, und gab sich nicht selten den schrecklichsten Vermuthungen hin, warum sie noch immer keine Nachricht von ihm erhalten.

Wie schließen doch wenige Zeilen von lieber Hand so großen Zauber in sich. Sie sind dem Herzen ewig blühende Vergißmeinnicht, an der Quelle der edelsten Gefühle gebrochen. Und wie wir Blumen, an welche sich die Erinnerung angenehmer Augenblicke knüpfen, ins Album legen, um uns in späteren Tagen als freundlich willkommene Gedenkzeichen zu dienen, so schließen wir jene lieben Zeilen in einen sicheren Schrein, und wie oft sind sie uns treue, anmuthig unterhaltende Wegweiser in den Irrgängen der Vergangenheit; wie oft Boten des Trostes und Zauberer der süßesten Träume! — Auch im tiefsten Schmerze fühlt das treu liebende Herz noch eine Art von Vergnügen, wenn es auch Niemand hat, der mit ihm weint und fühlt, ein wärmender Strahl, der die Thränen trocknet und das ersterbende Gefühl wieder belebt: es ist der beruhigende süße Gedanke, an dasjenige, was wir einer geliebten Person sind.

Friedericke fühlte sich recht unglücklich.

Da sie sich geweigert hatte Helm's Gattin zu werden, so wagte sie nicht, mit ihrem Vater über den Kummer ihres Herzens zu reden. Auch gehört es wohl zu den größten Seltenheiten, daß die Tochter den Vater in die Mysterien des Herzens blicken läßt. So war Friedericke einzig und allein auf sich beschränkt. Sie hatte Niemand dem sie ihres Herzens Leid klagen konnte, und von dem sie einen wohlgemeinten Trost erwarten durfte. Welch' ein Glück, wenn sich das schmerzvoll bewegte Herz, einer edlen Seele öffnen kann! Liegt nicht in der uneigennützigen, offnen Theilnahme für das wunde Herz der reichlichste Balsam!

Und dennoch hatte das trauernde Gemüth des Mädchens in seiner Einsamkeit Trost und Ruhe gefunden, wenn es sich

in Karls Briefe vertiefte. Dort lauschte sie den herrlichen Ergüssen seines Herzens und dem Ernste seiner Betrachtungen, und schwebte in einem Meer von Wonne. War es ihr ja doch immer, als sei ihr der Theure nahe, als rede er wirklich persönlich mit ihr. Da theilte sich immer das trübe Gewölke ihrer Seele und die Hoffnung lachte mit dem reitzendsten Farbenspiel ihr entgegen. Vertrauen und Hoffnung verläßt treue Liebe nie, und sogar bei der bittersten, ehrlosesten Täuschung will sie schonend sein. — Die Hoffnung ist ein süßer Labetrank für das unglückliche Menschenherz, und die Geduld ihm ein sicherer Stab, der es, wenn es von der Hoffnung berauscht ist, zum Ziele führt.

Solche selige Augenblicke wurden für Friedericke in letzter Zeit seltener, da Verhältnisse ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, welche ihr viel Sorgen und Kummer bereiteten.

Ihr Vater hatte eine kleine Schrift: „die Volksnoth" der Oeffentlichkeit übergeben, welche nicht nur großes Aufsehen erregte, sondern auch manche bedeutende Persönlichkeit gegen ihn reitzte. Schon damals hatte man von Seiten der Regierung versucht, Gründe zu einer Anklage gegen ihn zu finden; obgleich aber jene Schrift nicht ganz zu Gunsten der Regierung abgefaßt war, hatte diese keine Anklage erheben können, da Braun die klarsten Thatsachen anführte und an diese seine Betrachtungen anknüpfend, nichts weniger als tadelhaft war. Allein durch eine andere Schrift, welche bald darauf folgte: „der Wucher", stürzte er sich in's Verderben, indem er mit kühner Entschlossenheit Thatsachen als wahr anführte, von denen er nur moralisch, nicht aber juristisch überzeugt sein konnte. Deßhalb wurde er bald hernach in einen Prozeß verwickelt, dem er nicht nur seine innere Ruhe, sondern auch

das Glück seiner Familie opferte. — Doch, wenn die Noth am größten ist, da ist Gottes Hülfe am nächsten! Braun's Geschick erhielt plötzlich durch die Entschlossenheit eines Unbekannten eine andere für ihn günstigere Wendung. Es erschien nämlich im Auslande ein Schriftchen, in welchem mit vielem Geist und witziger schneidender Kritik der Braun'sche Prozeß verhandelt wurde. Der Angeklagte schien vollkommen gerechtfertigt; und da aus der Gründlichkeit und Treue der Bearbeitung hervorging, daß der Verfasser desselben ein, in all' diese Verhältnisse eingeweihter Jurist sein müsse, der auch den weiteren Verlauf des Prozesses der Oeffentlichkeit übergeben werde, so fand man für geeignet die Sache bei Seite zu legen, um so mehr, da v. Hohenmayer und der Banquier Joseph Schinder mehr oder weniger dabei betheiligt waren, und der räthselhafte Unbekannte besonders gegen diese die richtende Geisel geschwungen hatte.

Dies ereignete sich in dem kurzen Zeitraum von Frühling bis Herbst; und noch waren die Bäume nicht vollständig entblättert, als der Tod eines Verwandten, der seit vielen Jahren in den Vereinigten Staaten von Nordamerika lebte, ihn bestimmte, dem Vaterlande Lebewohl zu sagen, und im Auslande sein Leben zu beschließen. Namenloser Schmerz bereitete dies der armen Friedericke, denn ihr süßestes Hoffen, ihr höchstes Glück knüpfte sich an die theure Heimath. Vergeblich waren ihre Seufzer und Thränen, der Entschluß ihres Vaters war fest. Sein Verwandter hatte ihm ein großes Gut in Virginia und zwanzigtausend Dollars hinterlassen, welche ihm, nach so langen Kämpfen in der Heimath, ein angenehmes Leben in der neuen Welt bereiten sollten. —

Es war ein rauher Novembermorgen; die Erde glänzte in den Silberperlen des Thaues und der unfreundliche West-

wind trieb wilde Staubwolken durch die Straßen, als zwei Mädchen in tiefster Trauer nach dem Kirchhof der Universitätsstadt gingen. Das jüngere hatte sich in den Arm des älteren gelegt und schien wie diese in Nachdenken versunken zu sein.

Lange gingen sie schweigend neben einander, ohne zu wagen, die stillen Betrachtungen ihrer Seelen zu stören, und erst an dem Thor des Friedhofs unterbrach das ältere Mädchen das heilige Stillschweigen, indem sie mit halblauter bewegter Stimme sagte: „Wir sind am Ziele!"

„Ach," seufzte die Kleine, „um auf immer von dem lieben Orte Abschied zu nehmen. Mir ist das Herz so schwer; ich möchte immer weinen!"

„Beruhige Dich, liebe Mina," sagte die Schwester, „vielleicht wird uns nach vielen Jahren wieder das Glück, am Grabe unserer Mutter weinen zu können. Der Geist unserer Mutter begleitet uns auch hinüber in die neue Heimath, und sie ist immer bei uns, wenn wir ihr liebend gedenken. Ein herzinniges liebevolles Erinnern nähert uns der Verstorbenen, und es liegt in dem Gedanken: einer lieben, dahingeschiedenen Person nahe zu sein, ein wunderbar geheimnißvoller Zauber, der unsere Klagen stillt, unser Herz beruhigt, und in uns die edelsten und herrlichsten Vorsätze erweckt."

„Wie schön Du das alles sagen kannst," antwortete Mina, und drückte die Schwester innig ans Herz. „Wir wollen heute, da wir das Grab unserer lieben Mutter zum letztenmal besuchen, gute, Gott wohlgefällige Vorsätze in uns recht warm und lebendig werden lassen; daß sie nie aus unserem Herzen weichen. Ich fürchte so sehr Amerika; das Land ist so wild und seine Bewohner müssen nach allem, was ich über sie gelesen habe,

kein mitleidiges Herz besitzen. Und in diesem Lande sollen wir künftig leben!"

„Und Gott wird mit uns sein!" sagte Friedericke. Um ihren lieblichen Mund lag ein Zug von Melancholie, und ihr Thränen benetztes Auge schweifte über die Gräber, nach einem einfachen Kreuz hin. „Dort ist das Grab unserer Mutter. Kein Mensch ist in unserer Nähe und kein Laut unterbricht die heilige Ruhe der Todten. Wir sind ohne das lauernde Auge eines Beobachters und die Außenwelt stört die Gefühle unserer Seele nicht!"

Sie waren an den theueren, mit einem schwarzen Kreuze gezierten Hügel gekommen, der die irdischen Ueberreste der Heißgeliebten in sich schloß, und blieben schweigend vor demselben stehen. Schwermüthige Gefühle bewegten die Herzen der beiden Mädchen. Fast schluchzend sagte Friedericke: „Siehe, liebe Mina, hier ruht die theuere Mutter. Du warst so unglücklich ihre Liebe entbehren zu müssen, allein die Kenntniß ihres frommen Sinnes und ihres Herzens waren nicht ohne günstigen Einfluß auf Dein Gemüth. Laß sie Dir immer ein Vorbild sein, wie ich sie Dir schilderte, und du wirst Gott wohlgefallen!"

„O warum sollte ich nicht!" rief die Kleine und umarmte schluchzend die Schwester. Friedericke, welche bisher mit männlicher Kraft den Drang der Gefühle zu verbergen suchte, konnte sich auch nicht mehr fassen, und weinte laut.

Eben brach sie Immergrün am Grabe, um es als ewiges Erinnerungszeichen an diesen Augenblick aufzubewahren, als ein junger Mann, der in den Friedhof trat, ihre Herzensandacht störte. Plötzlich blieb er stehen, und schaute um sich her, als wenn er sich Gewißheit über die Anwesenheit von irgend

Jemand zu verschaffen suche. Sobald er Friedericke und ihre Schwester bemerkte, trat er etwas bei Seite. Im Begriff das Grab nach einem schmerzlichen Scheidegruß zu verlassen, wurde sie durch das Hinzutreten des Fremden zurückgehalten.

„Verzeihen Sie, geschätztes Fräulein, daß ich Ihnen bis zu dem Todten-Blumenbeete des Kirchhofs folgte,“ begann er, „da Sie aber in einer Stunde die Stadt auf immer verlassen, so trieb es mich, Ihnen auch an diese heilige Stätte zu folgen.“

„Ich verstehe Sie nicht,“ lispelte Friedericke, „ich kenne Sie nicht — “

„Und dennoch kennen Sie mich,“ unterbrach sie der junge Mann, „wenn auch nicht persönlich, so doch durch den Mund Ihres treuesten Freundes, Karl von Hohenmayer.“

Ihr Herz pochte lebhafter, und in der freudenvollsten Ueberraschung rief sie: „So sind Sie gewiß sein vortrefflicher Freund Gustav Derwel!“

„Der bin ich. Vor einer Stunde habe ich einen Brief von ihm erhalten.“

„Und mir hat er noch nicht geschrieben!“ klagte sie.

„Er beauftragte mich, Sie vielmal zu grüßen, und Sie recht sehr seiner Treue zu versichern. — Zu meinem Ueberraschen habe ich diesen Morgen erfahren, daß Sie noch vor Mittag die Stadt verlassen, um bald darauf Europa Lebewohl zu sagen. Mein Freund weiß hiervon noch nichts, und er wird über Ihre plötzliche Abreise erschrecken.“

„Ach, wenn Sie wüßten, welchen Kummer mir schon der Plan meines Vaters bereitet hat!“

„Briefe, welche mein Freund an Sie geschrieben hatte, sind entweder verloren gegangen oder von seinen Eltern auf-

gegriffen worden, da Sie dieselben nie erhalten haben. — Was ist nun zu thun! Die Reise meines Freundes hat sich weiter hinausgezogen, als er erwartete. Als er mir schrieb, war er in Neapel, welches er aber schon am folgenden Tag mit seinem Onkel verlassen wollte, um nach Palermo und von da nach Griechenland zu reisen. Schon längst sind Sie in der neuen Heimath, wenn er wieder zurückkehrt, und seine seligsten Hoffnungen sind auf immer zerstört.„

Friedericke erschrack sichtlich; sie hatte noch nicht gewagt, über die weite Ferne nachzudenken, welche sie in Zukunft von dem Geliebten trennen werde; auch hatte die Hoffnung an ein einstiges Wiedersehen sich so tief in ihr Herz eingedrückt, daß bisher noch kein banger Zweifel ihre Brust beunruhigte. Derwels wenige Worte erweckten diese Schreckensgestalten auf einmal in ihrer Seele. Doch die Liebe hofft bis zum Grabe, und wenn auch das düstere Gewölke der Zukunft Bangen und Schrecken verkündet, der liebliche Stern der Hoffnung bricht mit seinem Wonnestrahl dennoch hindurch, und macht uns eine bittere Gegenwart weniger schwer, eine ängstliche Zukunft weniger schrecklich. Es gibt keine Liebe ohne Hoffnung, und selbst die unglücklichste Liebe baut auf sie ihre schönsten, seligsten Traumgebilde. Und wie schon ein schwacher Hoffnungsstrahl das menschliche Herz von der Kälte einer harten Gegenwart erwärmen, und ihm seine drückende Sorgenlast etwas erleichtern kann, so verwandelte sich Friederickens Schrecken in leise hoffnungsvolle Freude. Ihre bleichen Gesichtszüge schienen sich zu verklären, und ihr schönes Auge strahlte Wonne und Entzücken.

„Die Hoffnung verläßt die Liebe nicht!“ sagte sie mit fester Stimme. „Mir sagts mein Herz, wir werden uns wiedersehen!“

„Wollte Gott!" antwortete der junge Mann gerührt. „Mein Freund hat eine treue, edle Seele, er wird Sie nie vergessen. Ihr vortreffliches Herz, das ihm mit rührender Innigkeit anhängt, verdient die treueste Gegenliebe. Ja, hoffen Sie geschätztes Fräulein, mein Freund wird Ihnen über die Wogen des atlantischen Oceans folgen, um Sie nie mehr zu verlassen. Seine Eltern werden ihn von dem Ziel seiner süßesten Wünsche nicht zurück halten können, und Sie werden ihn wiedersehen. Ich werde ihm von der Auswanderung Ihres Vaters schreiben, und vielleicht noch ehe ein Jahr vergeht, eilt er in Ihre Arme. Wenn Sie dann seine Gattin wären, um an seiner Seite das schönste Erdenglück zu genießen, — und da ein alter Freund aus der Heimath an Ihre Thüre klopfte, würden Sie dieselbe gastfreundlich öffnen?"

„Warum sollte ich nicht!"

„Ich würde es sein. Ja, ja, ich würde liebevolle Aufnahme in der glücklichen Farmerhütte finden!"

„Wie, Sie wollen auch die Heimath verlassen!"

„Vielleicht" antwortete Derwel, „hier werde ich niemals glücklich sein. Sie wissen ich bin Jurist, und wurde schon mehrmals wegen meiner politischen Ansichten zurückgesetzt. Da ich durch den Tod meines Onkels in Ballenfeld ein ziemliches Vermögen ererbt habe, so werde ich Ihnen bald nachfolgen."

„Und Karl würde Sie begleiten!" setzte Friedericke rasch hinzu. „Wenn Sie bald nach Ballenfeld kommen, wollten Sie mir nicht einen Brief an die Frau Apotheker Ayrer besorgen?"

„Mit dem größten Vergnügen," erwiederte er, „schon Morgen werde ich dahinreisen."

Friedericke gab ihm den Brief an die Freundin, welchen sie erst durch die Post derselben zu senden gedachte.

Sie hatten während des Gesprächs den Friedhof verlassen. Friedericke erzählte dem Freunde unter anderem auch manches über den Prozeß ihres Vaters, und bat ihn, dem Geliebten darüber einiges zu schreiben, besonders da derselbe ein Grund ihrer baldigen Auswanderung sei.

„Karl von Hohenmayer weiß alles, bestes Fräulein," unterbrach der junge Mann die Erzählende. „Ich habe ihm den ganzen Verlauf der Untersuchung mitgetheilt."

„O, wie soll ich Ihnen danken."

„Jenes, im Auslande erschienene Schriftchen," fuhr er fort, „welches so klar und treffend die Nichtigkeit der Anklage darstellte, wurde ihm sogar vom Verfasser zugeschickt."

„Ist's möglich," rief Friedericke überrascht, „Sie kennen den vortrefflichen Unbekannten, welchem mein Vater seine Freiheit verdankt. O nennen Sie uns seinen Namen, damit wir ihm noch ehe wir, vielleicht für immer, die Heimath verlassen, unsern herzlichsten Dank sagen können."

Friedericke erfaßte seine Hand; ihr schwärmerisches Auge sah erwartungsvoll in das seine.

„Sie kennen ihn," begann Derwel nach einer Pause, „er ist Ihnen seit vielen Jahren ein stiller aber treuer Freund. Er hatte Sie einst geliebt — Sie waren das Bild seiner süßesten Träume, bis ein Freund ihm sein Herz öffnete, und er dem geträumten Glück der ersten Liebe entsagte."

Die Angeredete, welche diese Antwort nicht erwartet hatte, sah verlegen zur Erde. Derwels Herz pochte lebhaft; die lieblichen, süßen Traumgebilde der Jugend erwachten mit all' ihrem Zauber in seiner Seele. Die sanfte Röthe, welche sich

mit dem Zauberhauch der Anmuth über ihr Antlitz ergossen hatte, verlieh ihr himmlischen Reiz, und der junge Mann betrachtete mit wehmüthigen Erinnerungsgefühlen die Göttin seiner ersten Liebe. Er hatte Ihr entsagt, mit männlicher Selbstüberwindung, um das Glück seines Freundes nicht zu stören. Nach einem kurzen bedeutungsvollen Stillschweigen fuhr Derwel fort: „Und ich war, Ihr frühester Verehrer, der Verfasser jenes Schriftchens."

Das Mädchen begann mit schwacher Stimme Worte des Dankes zu lispeln, als die fast kichernde Stimme eines Mannes die Gruppe erschreckte.

„Hohoho," tönte es von der, durch Gebüsch gedeckten Seite her, „welch ein herrlicher Zufall entdeckt mir den Verfasser jener schrecklichen Schrift! — Ich kenne Sie, bester Herr Derwel; wir sprechen uns eh' vier und zwanzig Stunden vergehen!"

„Großer Gott!" rief das Mädchen, „der Banquier Joseph Schinder!"

Eine lange, hagere Gestalt eilte hohnlachend von dannen.

„Sein Sie für mich unbesorgt," sagte Derwel, „ehe eine Stunde vergeht werden Sie die Stadt und noch vor Sonnenuntergang das Land verlassen haben. Eine Anklage gegen mich zu erheben wird er unterlassen, da er keine Zeugen und Beweise hat, um dieselbe begründen zu können. Leben Sie wohl theures Fräulein, in der neuen Welt sehen wir uns wieder!"

„Und Karl!" unterbrach ängstlich Friedericke.

„Vertrauen Sie seiner Liebe," antwortete Derwel, „der Tod allein vermag das Unzertrennliche zu lösen, doch nur um nach diesem Leben die Bande der Liebe fester zu knüpfen. Die

Wonne der wahren Liebe ist im Himmel geboren; sie stieg zu den Sterblichen der Erde, um ihnen unter dem harten Wechsel des Schicksals ein Vorgefühl der seligen Zukunft zu geben! Leben Sie wohl, und gedenken Sie zuweilen meiner!"

Er drückte die Hand des Mädchens herzinnig, sein Auge schwamm in Thränen. „Auch Du, kleiner Engel," fuhr er nach einer Weile, sich an Mina wendend, fort, „wirst meiner gedenken. Ich sah' Dich unter der treuen Sorge der Schwester heranwachsen, und hatte so oft meine Freude an Deiner Liebe zu ihr. — Lebet wohl!" rief er nochmals und eilte davon.

Die Schwestern gingen tief erschüttert zur Stadt zurück.

---

Eine halbe Stunde später fuhr eine Chaisse zu dem Stadtthor hinaus.

Ein Mann in dessen Gesichtszügen ein hartes Schicksal sprechende Spuren zurückgelassen hatte, saß in der einen Ecke des Wagens, und starrte durch das offene Schlagfenster in die herrliche Natur. Sein feuchtes Auge, seine in Falten gezogene Stirne, und das leise Zucken seiner Lippen, verriethen nur zu deutlich, welche Gefühle ihm das Innerste der Seele bewegten. Zuweilen warf er einen schwermüthigen Blick auf die beiden Mädchen, welche bei ihm saßen, ohne daß diese es bemerken konnten. — Die ihm zur Linken Sitzende lehnte sich in die Ecke und verbarg ihr Gesicht; ihrem wogenden Busen entwand sich von Zeit zu Zeit schluchzend ein Seufzer. Dem bejahrten Mann gegenüber saß ein blühendes Mädchen, von etwa acht Jahren, dem der Schmerz die rosigen Wangen nicht bleichen

konnte, Sein bethräntes Auge schaute mit so großer Ruhe und Achtsamkeit zum Wagen hinaus, als wolle es die Gegend recht tief in's Gedächtniß der Seele prägen.

Eben bog der Wagen um eine Ecke; in einem freundlichen Garten zur Rechten der Landstraße stand ein Haus, ehemals die Wohnung zufriedener Menschen. Alle sahen hinüber.

„Lebe wohl, du einsame Wohnung, mit deinem lieben Gärtchen," unterbrach der Alte das Stillschweigen, indem er eine Thräne aus dem Auge wischte, — „wir werden uns nie wiedersehen!" setzte er nach einer Weile mit bebender Stimme hinzu.

Da sprang ein junger, stattlicher Mann an den Schlag.

„Leben Sie wohl, Herr Professor!" rief er in herzlichem Ton und drückte dem Angeredeten die Hand. „Auch Sie, liebe Friedericke; — es bleibt bei dem Besprochenen," fügte er leise hinzu, indem er ihr die Hand reichte. „Lebe wohl, gute Mina! — O, leben Sie glücklich in der neuen Welt!"

„Leben Sie wohl, Herr Derwel!" tönte es beim herzlichen Händedruck, und der Wagen rollte rasch davon.

---

## 4.

Ehe wir den Professor Braun mit seinen beiden Töchtern in der neuen Welt wiederfinden, müssen wir unseren geneigten Leser noch in eine Sitzung des geheimen, über die ganze Union verbreiteten „Tatrarchenbundes" führen.

Es gibt kein Land auf der ganzen Erde, wo mehr geheimnißvolle Verbindungen bestehen, als in den Vereinigten Staaten von Amerika, wo die Regierung, wie in keinem anderen Staate, macht- und kraftlos, dem Treiben derselben zusieht. Außer den „schwarzen Raaben" sind es besonders die Glieder des „Tatrarchenbundes", deren Wirken, wenn auch nirgends sichtlich, doch in allen Theilen der Union fühlbar ist. Der Vorsteher des Bundes, „Tatrarch" genannt, hat unbegrenzte Gewalt; er wohnt den meisten geheimen Sitzungen bei, und die Aufnahme eines neuen Mitgliedes kann nur in seiner Gegenwart und durch ihn vorgenommen werden. Dreiunddreißig Mitglieder, sämmtlich ausgezeichnete Juristen, in acht Bezirken getheilt, bilden die unheilvolle Kette von New-Orleans bis Bonston. Ohne in schriftlicher Verbindung mit einander zu stehen, oder über ihre Versammlungen ein Protokoll zu führen, halten sie bald da, bald dort ihre Zusammenkünfte, nie aber zweimal an ein und demselben Orte; und oft gerade da, wo man sie am wenigsten erwartet, spannen sie ihr schreckliches Intriguennetz, welches schon das Glück so mancher fleißigen Familie zerstörte, und immer Kummer und Sorge als seine Begleiter hat.

Unbekannt vor der Welt werden die Handlungen des Bundes geheim geleitet, seine Pläne, seine öffentlichen Forschungen und Beobachtungen sind stets in tiefes Geheimniß gehüllt. Alle Congreß- und Staats-Acten, alle städtischen Verordnungen, alle öffentlichen Corporationen und Schenkungen, sowie alle Besitzthümer werden insgeheim ausgeforscht und den Tatrarchen-Collegien Bericht abgestattet, jedoch bei steter Vermeidung Verdacht zu erregen. Hartherzig, durch kein Liebesband an die menschliche Gesellschaft gefesselt, ist er, von den

selbstsüchtigsten Motiven geleitet, das Grab des häuslichen Friedens und der Bürgereintracht, die reiche und giftige Quelle des Streites und des Hasses und der Hemmschuh an dem Gedeihen einer jeden frischen Ansiedelung. Ohne auf die heiligsten Bande des Lebens zu achten, hetzt er Kinder gegen Eltern, Verwandte gegen Verwandte, Freunde gegen Freunde, um seine Zwecke zu erreichen, und verbreitet sein Gift mit dem sicheren Schritt eines nächtlichen Mörders.

Zehn Mitglieder müssen stets unverheirathet bleiben, damit sie sich dem Willen um so leichter fügen können, und ihnen kein eheliches Band andere Pflichten auferlegt, denn die, welche ihnen als Glieder des Tatrarchenbundes zukommen. Sie halten sich in allen Theilen der Vereinigten Staaten unter dem Vorwande der Rechtspraxis auf, und empfangen einen anständigen Gehalt.

Die Einziehung von Erkundigungen über zweifelhaften Besitzanspruch ist der Hauptzweck des Bundes; und die großen Besitzthümer, welche auf diese Weise erlangt werden, fließen in einen Gemeinfonds, von dem jedes Mitglied einen bestimmten Theil erhält.

Besonders arbeiten ihm die durchaus mangelhaften Gesetze in Bezug auf Besitz und Eigenthum sehr in die Hände, und wenn diese mehr geregelt und dann besser gehandhabt würden, wäre es für die Auswanderer wie überhaupt für das Wohl vieler tausend Amerikaner von unberechenbarem Nutzen. Der „Tatrarchenbund" ist wohl eine der gräßlichsten Schreckensgestalten in der Schattenseite der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

---

Unweit der freundlichen Stadt Charlotteville, im Staat Virginia, steht ein Landhaus, einsam und allein, rings- um von undurchdringlichem Urwald umgeben, welcher es gleich- sam von dem Treiben der öffentlichen Welt abschließt.

Eines Abends nahten sich fünf rüstige Jäger der Wohnung und erbaten sich von dem gastfreundlichen Eigenthümer auf eine Stunde ein entlegenes Zimmer um allein über eine Jagdangelegenheit sich berathen zu können.

Ihrem Wunsche wurde sogleich bereitwillig willfahrt.

„John bleibt lange", begann, nachdem sich der Wirth entfernt hatte, der älteste unter ihnen, ein Mann in den sechsziger Jahren, von ernstem, aber etwas verschmitztem Aus- sehen, „schon seit einer Stunde harren wir seiner, und immer noch ist er nicht erschienen. Er weiß doch, daß wir ihn um diese Zeit an der Farm des Pachters Jordan erwarten!"

„Ja ehrwürdiger Tatrarch," antwortete ein junger Mann, „ich selbst brachte ihm die Kunde und er reiste sogleich von Washington nach dem Domhof bei Bockingham. Wie Sie wissen, liegt der Hof etwas abgelegen in dem engen Thal eines reißenden Bergwassers und ist nur von einer Seite zugänglich, und zwar durch einen Umweg von fünf Meilen. Seine Ver- zögerung hat unstreitig darin ihren Grund."

„Mag sein," erwiederte jener mißtrauisch und zuckte die Achsel, „vor meinem Gerichte wird er darum doch nicht beste- hen. In sechs Wochen nicht einmal eine Hin- und Herreise von kaum achtzig Stunden zurück zu legen!" — Hahaha — wollen Sie mich glauben machen, John könnte nicht die vor- gesetzte Zeit einhalten! — Und seine Geschäfte! — Sind diese so ganz ausserordentlich! Hat nicht jeder von uns schon größere, schwerere und sogar viel gefährlichere vollbracht — glücklich,

ja, meisterhaft vollbracht! Warum so viel Wesens von seiner Sendung! Braun, der deutsche Professor, hat über seinen Besitz keine gerichtlichen Urkunden, und die wenigen Handschriften von seinem Vetter, mit welchen er etwa sein Erbrecht nachweisen könnte, habe ich ihm durch die listige Negerin Armenia entwenden lassen; — sie sind in unserer Gewalt." Bei diesen Worten nahm er ein Packet Briefe, zündete es an und warf es zum Fenster hinaus. „Sie sind vernichtet!" rief er lachend. „Seht wie sie brennen! Doch auch im Besitze dieser Papiere würde Braun vor unserer gerechten Justiz nicht bestehen, da sein Vorgänger schon keine Eigenthumsrechte aufweisen konnte. Ist es nun so schwer dem deutschen Professor den Stab zu brechen? Und John! Ich kenne ihn! — Thomas Rubertson hatte sehr unrecht, indem er ihn zu seinem Nachfolger ernannte. Das weiche sentimentale Gefühl des jungen Mannes paßt nicht für das Wirken des Tatrarchenbundes; und ungeachtet seiner gediegenen juristischen Kenntnissen ist er doch nur ein unwürdiges Mitglied. — Mit diesem Prozesse sollte er seine Laufbahn beginnen, und zeigen, daß er ein würdiges Glied unserer Gesellschaft sey, und ich wette, er läßt uns sitzen und bringt uns um den reichlichsten Gewinn!"

Der Tatrarch hatte diese Worte in ziemlicher Aufregung gesprochen und seine Begleiter nahmen sie ruhig hin. Endlich hörte man nach einigem Stillschweigen Tritte. Er ging gegen die Thüre, durch welche bald darauf ein junger Mann leise in das nur schwach erleuchtete Zimmer trat. Es war Robert John. Sein schwarzbelocktes Haupt hatte er etwas geneigt, und es schien als sei er in tiefes Nachdenken versunken. Sobald er den Vorsitzenden bemerkte, machte er die üblichen Ceremonien und harrte seinem Befehle.

Das eigene Benehmen des Bundesgenossen fiel Allen auf, und dem Tatrarchen nährte es seine gereitzte Stimmung nur noch mehr. Mit Mühe gelang es ihm, dem Angekommenen mit der schicklichen Ruhe und Würde entgegen zu treten.

„Sie kommen von Braun," begann jener kurz und nicht im freundlichsten Tone, „hoffentlich sind ihre Nachrichten gut. Wir wollen sie hören!"

„Nennen Sie dieselben gut oder schlecht," antwortete John sichtlich bewegt, „beides wird passen, von welchem Standpunkte Sie es eben betrachten. Braun ist im Besitz eines geerbten Gutes. Sein Vetter hat es ihm zwar nicht gerichtlich vermacht, allein er besitzt Handschriften von ihm, ja sogar sein Testament, woraus deutlich genug ersichtlich, daß er in rechtmäßigem Besitze ist!"

„Ei was!" unterbrach ihn der strenge Tatrarch, „sind dies die Resultate Ihrer sechswöchentlichen Abwesenheit; vertreten Sie so die Sache des Tatrarchenbundes! Haben Sie den feierlichen Schwur vergessen, welchen Sie mir zu Louisville im Beisein von zehn Tatrarchenbrüder ablegten! Unser seliger Bruder Thomas Rubertson hat Sie vor kaum drei Monden zu seinem Nachfolger ernannt, und versprachen Sie nicht in seine Fußtapfen zu treten? — Wie ganz anders wirkte der ehrwürdige Greis für das Gesammtwohl des Tatrarchenbundes! Ich, und mit mir alle Glieder des Bundes, sind sehr unzufrieden mit Ihrer erfolglosen Sendung!"

Der Tatrarch war in die größte Aufregung gekommen; — seine kleinen grauen Augen funkelten lebhaft und sein bleiches Gesicht hatte sich geröthet. Sir John blieb ruhig, in seinen schönen regelmäßigen Gesichtszügen lag ein Ehrfurcht erwecken-

der Ernst; sein Auge strahlte Treuherzigkeit und Milde, und seine hohe Stirne verkündete Rechtlichkeit und Entschlossenheit.

„Doch wozu noch zaudern!" fuhr der Tatrarch nach einer Weile fort, „erstatten Sie uns Bericht, damit ich Maßregeln ergreifen und meine Befehle ertheilen kann. — Sein Stab ist ihm gebrochen!" setzte er mit heiser kichernder Stimme hinzu, daß der junge Mann schaudernd zusammen fuhr.

„Sein Stab gebrochen!" rief John, seine Umgebung vergessend. „Gibt es keine Gerechtigkeit mehr!"

„Frevler!" riefen darauf Alle, und Sir John stand wie versteinert, denn er fühlte, wie sehr er eben den strengen unbedingten Gehorsam gegen den Tatrarchen verletzt hatte.

„Hab' ich's nicht gleich gesagt," murmelte der Tatrarch zwischen den Zähnen, „die überempfindsame Natur des Sir Robert John taugt nicht zu den Plänen der Tatrarchen!"

„Gilt es für Wahrheit und Recht in die Schranken zu treten, dann werde ich, ehrwürdiger Herr, niemals der Letzte sein, der bereit ist, Gut und Blut für sie zu opfern, aber zu Lüge und Betrug werde ich mich nimmer hergeben. Braun ist schuldlos! — Was hat er dem Tatrarchenbunde in den Weg gelegt, womit er seine entsetzliche Strafe verdiente! O Sie sollten Zeuge seines Glückes sein, — Sie sollten sehen wie er gemeinschaftlich mit seinen beiden Töchtern und einigen Sclaven das Feld bebaut, und in seiner Einsamkeit der zufriedenste und fröhlichste Mensch ist! — Warum das Glück guter Menschen stören! — Herr Braun ist nicht hartherzig, nicht zanksüchtig und neidisch; er unterstützt die Armen, ist den Kranken ein Arzt, und den Entzweiten ein Versöhner; er ist ein Bote des Segens. Ich hatte in den vier Wochen, welche

ich auf seinem Gute weilte, Gelegenheit genug, mich davon zu überzeugen. Fragen Sie seine Nachbarn und Sie werden überall sein gleichlautendes Lob vernehmen. Nur die Quacksalber und das rohe, von diesen aufgereitzte Volk sind ihm feind!"

„Ha, ein neuer Plan gestaltet sich vor meiner Seele!" murmelte der Tatrarch halblaut vor sich hin, „dem ängstlichen Tugendhelden ist doch nicht zu trauen, und so werden wir einen neuen Weg einschlagen müssen, um zu unserem Ziele zu gelangen. — Bundesgenossen!" sprach er darauf mit fester Stimme, sich an seine Begleiter wendend. „Sie haben nun den kurzen einseitigen Bericht des Sir Robert John gehört; mein Urtheil hat sich nicht gemildert. Braun verfällt der Tatrarchen-Justiz. Es liegen Aktenstücke vor, woraus sich klar und treffend sein unrechtes Besitzthum beweisen läßt, und dieß muß uns genug sein. Mit den guten Eigenschaften des Besitzers haben wir nichts zu thun; wir greifen ja nicht ihn selbst, sondern sein unrechtes Eigenthum an. Der Tatrarch will ja nur das Rechte — er will nur Wahrheit, die reinste, klarste Wahrheit! Und zu diesem Zwecke sind ihm alle zu Gebot stehende Mittel erlaubt. — Mein Entschluß ist fest, mein Plan wird uns sicher zum Ziele führen, und dem Sir Jean Albertok will ich ihn übertragen. Hören Sie! — Haben wir dem Professor Braun sein Gut streitig gemacht, so hat einer unserer Tatrarchenbrüder, der vortreffliche Sir Steffens in New-York die ersten Ansprüche darauf. Es liegen nämlich einige zweideutige Urkunden vor, wonach der Großvater unseres Bruders vor etwa fünfzig Jahren in Virginia dieses Land bebaute und in dem Hause des Deutschen wohnte, welches er nachher dem Vetter desselben verkaufte, der es diesem, wie

Sie wissen, vermacht haben soll. Unter solchen Umständen muß es uns vor allem heilige Pflicht sein, unermüdlich dahin zu wirken, daß dem rechtmäßigen Eigenthümer sein Gut gesichert werde. So lange Braun noch lebt, werden unsere Pläne an seiner Beharrlichkeit und Redefertigkeit, wohl auch an seinem Anhange scheidern, es muß uns also sehr viel daran gelegen sein, ihn für unseren Zweck unschädlich zu machen. Das niedere Volk haßt ihn, es wird darum ein leichtes sein, ihn dem Lynchgericht in die Arme zu liefern!"

„O Gott!" rief Sir John erbleichend.

„Hahaha," lachte der Tatrarch und rieb sich schadenfroh die mageren Hände, „es ist ganz Ihre Schuld, bester Herr! — Sir Jean Albertok wird seine Pflicht besser kennen, als Sie und ehe vier Wochen vergehen, hat er eine glückliche Schlacht geschlagen."

„Ja bei allen Heiligen," kicherte eine rauhe unfreundliche Baßstimme, und ein schlanker Mann trat hervor. Es war Sir Jean Albertok. Seine Gesichtszüge waren bleich und auf seinen Lippen lag ein sarkastisch bitterer Ausdruck. „Ja, mir dürfen Sie vertrauen, ehrwürdiger Herr!"

„Sie kennen also Ihre Pflichten. — Heute über vier Wochen treffen wir uns im „schwarzen Haus," sechs Meilen von Friedericktown in Maryland. Die Versammlung ist geschlossen!"

---

## 5.

Und mit des Geschickes Mächten
Ist kein ewiger Bund zu flechten,
Denn das Unglück schreitet schnell.

In einem wildromantischen Thale des Alteghan-Gebirges liegt, einige Meilen nordwärts von Bockingham, der von Professor Braun bewohnte Domhof. Ein wildes, sich mit immerwährendem Tosen schäumend über Felsen hinstürzendes Bergwasser durchzieht das enge Thal, und setzt die Mühle des Hofs in Bewegung. An einigen Felshängen sind, mit erstaunlicher Sorgsamkeit, Weinreben gepflanzt, welche dem müden Wanderer so freundlich entgegen lachen, und ihn eine gastfreundliche Aufnahme hoffen lassen. Der Hof selbst scheint sich in einem Walde von Obstbäumen aller Art zu verstecken, und ein wogendes Saatenfeld, welches sich südlich zu beiden Seiten des Bergwassers abwärts ausbreitet, und durch einen einladenden Eichenwald, der noch an die urwäldlichen Zeiten der Indianer erinnern möchte, abgeschlossen ist, wirkt äußerst wohlthuend auf das menschliche Gemüth. Man vergißt die schroffen kahlen Felswände, welche sich, besonders im oberen Theile erheben und glaubt sich an einem milden Frühlingsmorgen in ein Thal des Libanon versetzt.

Hier wohnte Braun schon beinahe zwei Jahre, und erfreute sich eines stillen Glückes. Kein hartes Geschick oder sonst eine unangenehme Begebenheit hat den Frieden des ein-

samen Hofes gestört, und seine Bewohner waren immer guten Muthes. — Als Braun das Gut übernahm, schenkte er den sechs Sclaven seines Vetters die Freiheit. Aber fern der weiten Heimath, zogen sie vor, ihr Leben in der neuen Welt zu beschließen, und zwar im Dienste des edlen Menschenfreundes. Außer diesen war noch Armenia, eine schöne zwanzigjährige Negerin, in seinem Dienste, welche er zu Charlestown aus der Gewalt eines hartherzigen Farmers gerettet hatte, dadurch daß er sie kaufte und ihr die Freiheit schenkte.

Ein kleiner mit vielem Geschmack angelegter Garten zog sich auf der einen Seite dem Hof entlang, und endete mit einer kühlen einladenden Laube. Hier saß Braun mit seinen beiden Kindern fast immer nach Sonnenuntergang. Die liebe Heimath war dann gewöhnlich der Gegenstand ihrer Unterhaltung, und der guten Friedericke rollte da manche Thräne heimlich über die zarten Wangen.

„Heute sind es sechs Wochen, daß uns Sir Robert John verlassen hat,“ sagte Braun an einem schönen Sommerabend zu den Seinen, als sie wieder in der friedlichen Laube beisammen waren. „Die Tage welche er auf unserem Gute verlebte, rechne ich zu den schönsten meines Lebens. Er ist ein vortrefflicher Mann, dieser Sir John; — so ganz wie ich mir immer einen Sohn wünschte. Er versprach mir, auf seiner Rückreise, welche noch in diesem Sommer stattfinden wird, längere Zeit bei uns zu verweilen. Ich freue mich ganz außerordentlich auf seine Zurückkunft; — und Du, meine liebe Friedericke?“

„Je nun — ich auch!“ antwortete die Angeredete verwirrt, denn ihre Gedanken waren in der Ferne bei dem einzig Geliebten.

„Hast Du's bemerkt, er hat ein Auge auf Dich," fuhr er dann fort, „es wäre keine üble Partie. Nicht wahr? Er besitzt in Pensylvanien ein schönes Gut. Was willst Du mehr, meine Tochter!"

„Sir John ist ein guter Mensch," sagte das Mädchen ruhig," doch kenne ich Jemand der noch größere Vorzüge hat, als er, und den ich liebe; ach, so innig liebe!"

„Dacht' ich mir's doch gleich!" entgegnete der Vater etwas verdrießlich. „Wie lange willst Du auf die Treue Deines jugendlichen Liebhabers harren.! Sei doch vernünftig! Dein Lebensmai ist bald zu Ende, ich werde alt, und es ist hohe Zeit, den sentimentalen Gefühlen Deines überempfindsamen Herzens männlich entgegen zu wirken, und an Deine Zukunft zu denken. Mein Lebensherbst ist bald zu Ende, schon hat der Vorwinter mein Haupt etwas gebleicht, und bald wird mich der Tod in's kühle Grab führen. Ihr seid dann arme verlassene Waisen ohne Heimath, ohne Freunde und ohne Schutz. Mir ist es heilige Pflicht für Euere Versorgung bedacht zu sein. Ich weiß nicht, was ich thun würde, wenn Sir John heute bei mir um Deine Hand anhielte."

„Vater," rief Friedericke bewegt, „ich will hoffen, daß Du Dein Kind zu keiner ehelichen Verbindung zwingst, und dem Herzenstriebe seine Rechte läßt."

„Sei nur nicht gleich so heftig, mein Kind, kommt Zeit, kommt Rath. Wir wissen ja auch nicht einmal, ob er nicht schon verheirathet ist."

„Nein," entgegnete sie, „er ist noch ledig."

„ So! Ei sieh doch; so hat er Dir mehr gesagt als mir."

„Er machte mich zur Vertrauten mancher Geheimnisse."

„Ah, ich merke schon," unterbrach der Vater, „dies ist die erste Stufe zu den Mysterien der Liebe. Es gibt hinieden nichts, was vertrauter macht, und die Herzen mehr einigt, als die Mitwissenschaft von einem und demselben Geheimnisse! Du siehst daraus, daß Du ihm nicht gleichgültig warst."

„Leider," entgegnete Friederike tief seufzend. „Hätten wir uns doch nie gesehen! — Ja, er liebt mich, hier hast Du den Dir unerklärlichen Grund seiner öfteren Zerstreutheit und seiner trüben Stimmungen. An einem schönen Morgen, als wir zusammen allein dem Bache entlang gingen, eröffnete er mir das Geheimniß seines Herzens, und sagte mir, von den innigsten Gefühlen bewegt, daß er mich liebe."

„Und Du warst keine Thörin?"

„Nein, mein Vater; — ich handelte wie ein deutsches Mädchen! Ohne die Fassung zu verlieren unterrichtete ich ihn von dem Kummer meines Herzens. Er war überrascht, doch zeigte er die ungezwungenste Theilnahme. — Und wie wohlthuend war dies meinem Herzen. Ich beschwor ihn, mir nicht zu zürnen. „Wie könnt ich dies, da ich Sie liebe," gab er mir zur Antwort. „Die Treue, mit der Sie noch an dem fernen Geliebten hangen, macht Sie mir nur noch theuerer. Lassen Sie mich Ihr Freund, Ihr treuester Freund sein, da ich Ihrer Liebe entsagen muß. Wenn ich Ihnen nur gut sein darf und Sie mir nicht zürnen, o, da fühle ich mich schon glücklich!" Ich betheuerte ihm, wie sehr ich ihn achte und schätze, und daß ich ihm immer eine treue Freundin sein wolle, So redeten wir lange, und in seligen Träumereien versprachen wir uns: auf der ganzen Lebensreise Geschwister zu sein. — Er war wohl sehr bewegt, in seinem schönen Auge glänzte

eine Thräne. O, entsagen müssen, thut weh; — es schlägt unheilbare Wunden in's arme Menschenherz!"

In diesem Augenblicke hörte man Tritte, und noch ehe sich Braun erheben konnte, war ein junger Mann in die Laube getreten. Das Silberlicht des Mondes drang nur spärlich durch das dichte Laubwerk, doch erkannte der Professor sogleich in dem Eingetretenen seinen so oft zurückgewünschten Gast.

Nach einer herzlichen Bewillkommnung nahm er Platz bei dem gemüthlichen Alten.

Sir John war äußerst aufgeregt. In seinen Zügen lag ein Ausdruck von Furcht und Schmerz, der den gastfreundlichen Thalbewohnern nicht entgehen konnte.

„Aber um des Himmels Willen, bester Sir John, was ist Ihnen begegnet," rief der Professor nach einer Weile sich selbst im Gespräch unterbrechend. „Ihnen ist etwas recht unangenehmes begegnet. Ich ersehe es in Ihrem ängstlichen Benehmen. Reden Sie, wenn wir Ihnen helfen können, mit freudigem Herzen stehen wir unserem Freunde bei!"

„Diesmal ist ihre Güte zu schwach," antwortete Sir John bewegt. „Sie sollen Alles hören, — aber unter vier Augen," setzte er leise gegen Braun hinzu.

Sie gingen beide schweigend in's Haus, wo ihn der wackere Advokat in wenig Worten mit seiner verzweifelten Lage bekannt machte. Braun war nicht wenig erschrocken; denn die Schreckensherrschaft des Tatrarchenbundes war ihm nicht unbekannt, und manche Gräuelthaten des Lynchgerichtes hatte er selbst erlebt. Denn erst wenige Wochen zuvor, hatte das Volk in seiner blinden Wuth einen französischen Arzt auf das martervollste umgebracht, da er im Verdacht

stand, den Tod einer Kranken durch Gift absichtlich herbeigeführt zu haben. Die Wüthenden verbanden ihn mit Werg, welches sie erst in Schiffstheer tauchten, und es dann anzündeten.

„Ich bin ein Glied dieser schrecklichen Gesellschaft,“ schloß John seine Hiobspost und Braun schauderte zusammen. „Ich habe geschworen ihre Geheimnisse zu bewahren, doch beunruhigte mein Herz die Ihnen drohende Gefahr, und ich konnte unmöglich meinen Wohlthäter dem Lynchgericht in die Hände liefern helfen, da ich ihn durch eine zeitige Enthüllung retten konnte. Gott wird mir diesen Meineid vergeben!“

„Dank, ewigen Dank, für ihre Freundschaft, lieber Sir John,“ sagte Braun mit bebender Stimme. „Was soll, was kann ich aber thun, um dieser Gewaltherrschaft zu entrinnen? Wie kann ich meine Kinder und mich retten?“

„Eine schwierige Frage,“ antwortete John. „Ich selbst muß noch heute Ihre Wohnung und die Gegend verlassen. Findet man mich in ihrem Hause, so wird mir der martervollste Tod.“

Ein plötzlicher Lärm hinderte den jungen Mann seinen Rath mitzutheilen. Beide lauschten in ängstlicher Erwartung.

„O Gott!“ rief nach einer Weile Sir John, „es ist zu spät! — Schreckliches steht uns bevor! Doch wollen wir nicht müssig die Hände in den Schooß legen, und einen Rettungsversuch machen. Gott wird uns beschützen!“

„Zu den Waffen,“ stürmte Braun, und nahm eine Doppelflinte von der Wand.

„Um des Himmels Willen nicht!“ rief ihm Sir John entgegen. — Ich weiß nur ein Mittel uns zu retten; — nämlich die Flucht. Nur durch sie können wir Heil erwarten.

Verweilen wir hier, und versuchen wir dem rohen Haufen mit den Waffen in ber Hand zu trotzen, so wird es unser Verderben nur noch beschleunigen; und was ist die unausbleibliche Folge davon: wir sind ein Opfer der unmenschlichsten Justiz!"

„Also fliehen," jammerte Braun; „aber meine Kinder!"

„Sein Sie unbesorgt," entgegnete John. „Der Tatrarchenbund strebt nur Ihnen, nicht aber ihren Kindern nach dem Leben. Sie fliehen durch die Scheune nach dem Garten, und von da durch die hintere Pforte dem Walde zu, während ich Ihre Töchter aufsuche und Ihnen mit diesen folge. Säumen Sie nicht, denn schon beginnt das Volk gegen das Hofthor zu stürmen. Noch wenige Augenblicke, und wir sind das Opfer roher Gewalt."

Fast willenlos eilte Braun an einen Koffer; nahm einige Kostbarkeiten zu sich und eilte mit John aus dem Haus. Im Garten trennten sie sich, wie verabredet.

Schon war das Volk in den Hof gestürmt.

John eilte nach der Laube, wo er mit dem Professor die beiden Mädchen verlassen hatte; — sie waren verschwunden. Wie vom Donner getroffen, blieb er stehen, und wußte sich weder zu rathen noch zu helfen. Mit klopfendem Herzen dachte er, daß sie, von dem Lärm erschreckt, in's Haus geflohen sein könnten, um bei dem Vater Schutz zu suchen. Was thun? Schon war die Menge ins Haus gestürzt, und jeder Rettungsversuch war vergeblich.

„Arme, unglückliche Wesen," jammerte er, „wie schrecklich spielt das Schicksal mit euch. Ach, daß ich euch nicht retten kann! Möge euch der Himmel schützen und euch dem trauernden Vater wieder zuführen."

Als er eben die Laube verlassen wollte, trat der Mond hinter düsterem Nachtgewölke hervor, und warf sein Licht auf einen glänzenden Gegenstand, der auf dem aus rohem Eichenholz verfertigten Tische lag, und John's Aufmerksamkeit, ungeachtet der gedrücktesten Stimmung, erweckte. Er griff darnach und betrachtete ihn im klaren Mondenschein. Es war das Bildniß eines Mannes.

„Sei Du mir ein ewiges Erinnerungszeichen an diesen schrecklichen Augenblick, das Einzige, was ich von dem Engel meiner Liebe habe. Gewiß ist es das Bildniß ihres Geliebten" — Er wurde in seinem Selbstgespräche, durch den gellen Schrei einer Frauenstimme unterbrochen. Er horchte — es ward stille darauf — schrecklich stille, — nur das Rauschen des wilden Bergwassers hörte man. Leise schlich er sich gegen das Haus und ohne es zu wollen, hatte er die Pforte geöffnet, um in den Hof zu treten. Aber welch ein Schauspiel bot sich ihm dar! Zwanzig bis dreißig wild aussehende Männer waren beschäftigt, die Habe des Professors zu zerstören. Dies Alles wurde in bewunderungswürdiger Stille ausgeführt. Plötzlich erhielt die Scene wieder ihren vorherigen stürmenden Charakter, als ein langer hagerer Mann mit einigen Bewaffneten in den Hof trat. Ein lebhaftes Beifallrufen begrüßte ihn.

„Seid ruhig ihr Bestien! rief dieser mit barscher Stimme den Versammelten entgegen. „Habt ihr die Schlange gefangen. Seine Kinder sind ihm glücklich entführt. Das älteste ist ein hübsches Dirnlein, sie mag meine Haushälterin werden. Hahaha, nicht wahr, eine galante Haushälterin, die es mit einer Donna aufnehmen könnte!"

„Ungeheuer!" rief plötzlich eine Stimme von der Gartenpforte her.

„Ergreift den Schurken, der es wagt euren Anführer zu beleidigen;“ entgegnete jener entrüstet, und stürzte nach der Gegend hin, woher der Ruf kam. Sir John, der seiner Wuth in dem treffenden Ausdrucke Luft gemacht hatte, trat ihm beherzt entgegen.

„Wie, Sir Robert John!“ sagte der Anführer, als er ihm nahete und ihn erkannte. „Was führt Sie hierher, und um diese Stunde, in diesem Augenblick?

„Mein Eigenthum, Sir Albertok!“

„Ihr Eigenthum? hahaha — daß ich nicht wüßte!“

„Sir Steffens dem dies eroberte Gut werden soll, ist vor wenigen Tagen gestorben, und hat mich, seinen Neffen, zum alleinigen Erben seiner Güter ernannt!“

Diese Worte wirkten auf den mundfertigen Helden wie ein magnetischer Schlag. Er taumelte erschrocken zurück, und stammelte, ohne es zu wollen, John's letzte Worte.

Sir John ließ ihm nicht lange Zeit zum Ueberlegen, und ehe er sich fassen konnte, richtete dieser Fragen an ihn, die ihm nicht nur unerwartet, sondern auch höchst ungelegen kamen.

„Wo sind die Töchter des unglücklichen Professors,“ fragte Sir John, den die Bestürzung seines Gegners dreister gemacht hatte. — „Welcher Gewalt haben Sie die armen unglücklichen Wesen überliefert? Reden Sie, oder Sie haben das Sonnenlicht zum letzten Mal gesehen!“

Ich bin dem Sir John keine Rechenschaft schuldig“, entgegnete Albertok keck, wir sprechen uns in vierzehn Tagen im „schwarzen Hans“. Doch ist Ihnen Ihr Leben lieb, so reizen Sie mich nicht weiter, mir stehen Mittel zu Gebot, Sie augenblicklich zu vernichten!“

Sir John sah seine Schwäche ein, — er mußte nachgeben und der Gewalt weichen.

Ohne den Bundesgenossen noch eines Blickes zu würdigen verließ er den Platz, und eilte dem Walde zu, um den unglücklichen Vater aufzusuchen. —

---

## 6.

Braun war schnell dem Walde zugeeilt. Angst und Schrecken hatten ihm fast die Sinne geraubt und mit banger Besorgniß gedachte er seiner beiden Kinder! Am Saume des Waldes ließ er sich nieder, da der Schleier der Nacht das Thal bedeckt hatte und der Mond hinter trübem Gewölke verschwunden war. Lange harrte Braun seines Retters mit immer steigender Besorgniß. Von seinem Hofe her tönte zuweilen wildes, ihm das Herz durchschneidendes Getöse. Endlich sah er Jemand auf sich zu stürzen, wie groß war aber seine Ueberraschung, als nicht der so sehnlichst erwartete Sir John, sondern ein Fremdling sich ihm nahete, welcher jedoch, ohne ihn zu bemerken, an ihm vorüber in den Wald gehen wollte.

Braun ging auf ihn zu und rief: „Wer Sie auch sein mögen, haben Sie ein fühlendes Herz, so hören Sie den Jammer eines unglücklichen Vaters!"

„Gott sei gedankt, daß ich sie finde," rief eine wohlbekannte Stimme und drückte dem Greise die Hand.

„Wie? wäre es möglich! Derwel!“ rief Braun seinen Sinnen kaum trauend. „Sind Sie es wirklich, mein theurer Gustav?

„Ich weiß Alles mein väterlicher Freund! Ein wunderbarer Zufall, oder besser, Gottes weise Fügung ließ es geschehen, daß ich vielleicht Ihr Retter werden kann.

Die ausführlichere Erzählung meiner Schicksale für einen günstigeren Augenblick versparend, will ich Ihnen in Kürze nur Folgendes mittheilen: Wie Sie wissen lebte die junge Frau Apotheker Ayrer in Ballenfeld nicht in glücklicher Ehe. Ihr Mann war ein alter mürrischer Geizhals, den Sie gegen ihren Willen heurathen mußte, und dem sie ihr junges Leben zum Opfer brachte. Bald darauf, als ich mein Erbtheil verkauft hatte, starb der Apotheker und ein Jahr darauf führte ich die junge Wittwe zum Tranaltare. Wir verließen sodann die Heimath, um unser Glück in Amerika zu gründen.“

„Wir wohnen jetzt in Virginia in einer nahe der Stadt Charlotteville gelegenen freundlichen Farm. Vor einigen Wochen wollte Gott, daß ich mich auf der Jagd verirrte und als die Nacht mich überfiel, brachte mich ein in der Ferne bemerktes Licht — vielleicht zur Ihrem Glück, Herr Professor — von der angenommenen Richtung ab. Als ich auf das erleuchtete Fenster zuging, um mich über den Weg zu erkundigen, öffnete eine hagere Gestalt das Fenster und warf, ohne mich zu bemerken, einen brennenden Pack Papier heraus. Wie von einer geheimnißvollen Macht getrieben, hob ich ihn auf, löschte die Flamme und rettete dadurch, wie ich nachher gewahr wurde, die Documente über ihre Ansprüche auf den Domhof und den schriftlichen Nachweiß Ihres Erbtheils.“

„Gott sei gelobt!“ rief der Greis und entblößte sein Haupt.

„Das lebhafte Gespräch im Zimmer,“ fuhr Derwel fort „machte mich neugierig, ich trat näher und wurde so mit dem Ihnen bevorstehenden Schicksal bekannt. Endlich kam ich in meine Farm zurück und eilte den Tag darauf ans Gericht, um den Stand dieser Sache anzuzeigen. Doch hier konnte ich nichts ausrichten, weil selbst das Gericht dem Tatrarchenbunde nicht entgegen treten zu können scheint. Ich eilte deshalb hierher, um Sie vor der bevorstehenden Gefahr zu warnen und Ihnen Mittel zu Ihrer Rettung zu verschaffen. Doch ich kam zu spät, die geheime Justiz der Tatrarchen hat Ihre Wohnung verwüstet und Ihr Gut an sich gezogen.“

„Und meine Kinder?“ rief der Greis.

„Heiliger Gott,“ rief Derwel, wo sind diese, jetzt erst gedenke ich ihrer. Mein Freund Hohenmayer hat mir ohnehin ein Veilchensträußchen, das er in Ihrem ehemaligen Garten pflückte und mancherlei sonstige Aufträge an Friedericke mitgegeben. Doch ein ander Mal hiervon, die Zeit ist kostbar, ich werde die Kinder aufsuchen!“

Das Hinzutreten eines Dritten unterbrach diese Beiden. Es war Sir John, welcher die Nachricht brachte, daß die Kinder von dem Unmenschen hinweggeführt worden seien. Braun sank erschöpft nieder! Die beiden Andern suchten ihn zu trösten und kamen dahin überein, daß Sir John die beiden Kinder aufsuchen, sie zu retten und ihrem Vater wieder zuzuführen suchen sollte. Derwel dagegen nahm den trostlos jammernden Greis mit sich auf seine Farm, wo sie nach wenigen Tagreisen glücklich ankamen.

---

## 7.

Wenige Tage nach dieser Schreckensnacht war Sir Robert John in Washington angekommen und nahm seine Wohnung in dem deutschen Gasthaus „zum Veilchen". Das traurige Schicksal Brauns und seiner Kinder ging ihm sehr zu Herzen, doch alle Rettungspläne scheiterten immer an dem feierlichen Eide, den er dem Tatrarchenbunde für Bewahrung dessen Geheimnisse geleistet hatte. Von der peinlichsten Unruhe gequält, kam er eines Abends spät nach Hause, bemerkte aber in seiner Aufregung Anfangs nicht, daß er in dem Gasthofe sein Zimmer verfehlt und in ein anderes getreten war. Wie groß war hier seine Ueberraschung, als ihm ein in diesem Zimmer befindliches kostbares Oelgemälde seine angebetete Freundin Friedericke Braun zeigte. Noch stand er staunend und unbeweglich vor dem reizenden Gemälde, als der Gastwirth eintrat, und ihm auf befragen, wie er zu dem Bilde gekommen sei, erzählte: Es habe solches ein Deutscher, der mit ihm von Bremen nach Amerika gereist sei, bei ihm zurückgelassen. Dieser habe viel Geld bei sich gehabt, sei aber um dasselbe, von einem seiner deutschen Landsleute, schändlich betrogen worden, so daß er nur noch dieses Gemälde sein Eigenthum nennen konnte.

„Ich nahm den armen Teufel in mein Haus" fuhr der Wirth fort, „allein er hatte keine Ruhe, war stets traurig und melancholisch und stand oft Stundenlang vor dem Gemälde.

Endlich reiste er ab, wohin? ist mir unbekannt. Bei seiner Abreise wollte er zwar das Gemälde durchaus mitnehmen, allein da er mir gar nichts bezahlen konnte, behielt ich dasselbe zurück, um doch vielleicht einige Entschädigung für meine Forderung seiner Zeit aus dem Bilde zu lösen."

Sir John kaufte das Gemälde und bezahlte dem Wirthe weit mehr dafür, als dieser gefordert hatte.

---

## 8.

Am folgenden Morgen reiste Sir John nach Charlotteville ab, wo er über Albertok's Aufenthalt nähere Nachricht zu erhalten hoffte. Dort wohnte auch einer seiner innigsten Freunde, der ebenfalls ein Glied des Tatrarchenbundes war, aber einem andern Bezirke angehörte. Das Bild der theuren Freundin ließ ihn vermuthen, daß dessen Besitzer niemand anders, als Karl von Hohenmayer seyn könnte, worüber er von Friedericke die sicherste Auskunft zu erhalten hoffte.

Bei seinem Freunde Sir Aeberlin in Charlotteville angekommen, erzählte er diesem sogleich seine seither bestandene Abentheuer, das traurige Schicksal von Brauns Familie, seine sonderbare zufällige Entdeckung des Gemäldes in dem Gasthause zu Washington, sowie die über den früheren Besitzer desselben, den jungen Deutschen, von dem Wirthe erhaltenen Nachrichten.

„Deine Erzählung von dem jungen Deutschen," sagte Sir Aeberlin, als John geendet hatte, „ist mir um so interessanter, als ein mir sehr gut bekannter talentvoller junger Deutscher beinahe ein ähnliches Schicksal hatte und ich vermuthe fast, daß beide ein und dieselbe Person sind."

„Wäre es möglich," versetzte Sir John, „wo finde ich diesen jungen Mann?"

„Vor einigen Tagen ist er, wie er sagte in einer wichtigen Angelegenheit, nach Washington abgereist," erwiederte Aeberlin.

„Und vielleicht um sein theures Bild einzulösen," meinte Sir John.

„Kann wohl sein," sagte Aeberlin, „doch habe ich ihn nie über seine Angelegenheiten näher befragt. Vor ohngefähr vier Wochen kam er, keineswegs ansprechend gekleidet, in mein Haus. Ich hielt ihn für einen Abentheurer und wollte ihn kurz abfertigen. Wie groß war aber meine Ueberraschung, als er mir einen Brief übergab, worin er mir von einem der ersten Handlungshäuser Deutschlands als der Baron Karl von Hohenmayer sehr empfohlen wurde."

„Hohenmayer!" jauchzte Sir John, „dieses ist derselbe, den ich suche und nur dieser kann der frühere Eigenthümer des Gemäldes sein. O Friedericke, deine Hoffnung wird durch die schönste Treue gekrönt, könnte ich doch zu dir eilen und dir die freudige Botschaft bringen!"

„Ihn muß ein hartes Schicksal aus Europa vertrieben haben" erzählte Sir Aeberlin weiter „denn er war während seines Aufenthalts bei mir stets traurig und schwermüthig. Ich wollte ihn nicht darüber befragen und erfuhr nur so viel von ihm, daß er auf seiner Reise hierher um seine ganze

Baarschaft bestohlen wurde und nichts, als seinen Empfehlungsbrief und einen geringen Wechsel rettete. Uebrigens fand ich ihn sehr liebenswürdig und talentvoll. Nach Verlauf von zehn Tagen versprach er wieder zu mir zurück zu kommen."

Sir Aeberlin erzählte weiter, daß Sir Albertok nur eine Meile weit von ihm entfernt wohne, daß er ihm wegen seiner teuflischen Streiche, die er stets spiele, schon längst ein Dorn im Auge sei und daß derselbe, wie er erfahren, vor einigen Tagen mit zwei jungen Frauenzimmer auf seinem Gute wieder eingetroffen sei. Beide Freunde hielten nun Rath, wie sie die beiden Mädchen befreien und ihrem Vater zuführen und auf welche Weise sie Letzterem eine sichere Existenz wieder gründen könnten. Dieß Alles jedoch, ohne dem Tatrarchenbunde zu verrathen, daß es durch sie absichtlich geschehen sei. Es wurde daher beschlossen, daß Sir Aeberlin den Sir Albertok auf einen bestimmten Tag, mit den beiden Mädchen, in sein Landhaus vor der Stadt zu einem Gastmahl einladen sollte. Sir John sollte selbst nach dem einige Stunden entfernten Gute Derwels reisen und diesen mit seiner Frau, nebst dem Professor Braun, ebenfalls zu diesem Gastmahle einladen, jedoch mit diesen unter dem Scheine als uneingeladen und gleichsam nur wie durch Zufall, etwas später als Albertok, bei Aeberlin eintreffen. Beide Freunde wollten dann die Rolle des Vermittlers spielen und ohne dem Tatrarchenbund zu nahe zu treten, die Sache dem gewünschten Ausgang zuführen.

Nachdem dieser Plan gebilligt war, reiste Sir John zu Derwel ab und Sir Aeberlin sandte seine Einladung zu Albertok, welcher solche auch sogleich annahm.

---

An dem zu dem Gastmahle bestimmten Tage ließ Sir Aeberlin das von John zurückgelassene Gemälde auf sein Landhaus bringen und begab sich selbst frühzeitig dahin, um die nöthigen Anordnungen zu dem Gastmahl zu treffen. Nach Verlauf einiger Stunden kam ein Reisewagen angefahren und Aeberlin glaubte Sir Albertok bewillkommen zu können. Zu seinem Verdruß sahe er aber einen fremden jungen Mann aussteigen. Wie erstaunte er indessen, als er in diesem, da er näher kam, Karl von Hohenmayer erkannte. Dieser kam ihm sehr traurig und niedergeschlagen entgegen, erklärte den Zweck seiner Reise nach Washington gänzlich verfehlt zu haben und war so erschöpft, daß er erst eine geraume Zeit zu seiner Erholung bedurfte, die ihm Sir Aeberlin auch gewährte. Vorher erzählte dieser erst noch, daß er heute wegen eines Gastmahls und wegen eines Verlobungsfestes, das gefeiert werden sollte, in seinem Landhause anwesend sey und lud den Angekommenen auch dazu ein. Dieser lehnte jedoch die Einladung mit dem Bemerken ab, daß er durchaus nicht in der Stimmung und in der Lage sei, einem solchen Feste beiwohnen zu können. Sir Aeberlin bat aber dringend um Annahme der Einladung und bemerkte, daß er überzeugt sei, Hohenmayer würde den heutigen Nachmittag zu den glücklichsten seines Lebens zählen, so daß dieser endlich einwilligte.

Bald darauf fuhr ein Wagen an und eine heisere Stimme verkündete die Ankunft Sir Albertok's, welcher mit zwei ver-

schleierten Damen ausstieg. Sir Aeberlin, der ihnen entgegen ging, führte sie in den Saal, den die Mädchen nur schüchtern und ängstlich betraten.

„Wer sind denn eigentlich die beiden Damen?" fragte heimlich Sir Aeberlin ihren Begleiter.

Sir Albertok erwiederte: „Du weißt, daß Sir Steffens gestorben und die Reihe zu heirathen jetzt an mir ist. Die eine dieser Beiden ist meine Braut!"

Während dieses Gesprächs fuhr ein dritter Wagen vor. Sir Albertok wurde ängstlich und erklärte, die beiden Mädchen so lange in ein anderes Zimmer führen zu wollen, bis die angekommenen ungeladenen Gäste sich wieder entfernt hätten, weil die beiden Mädchen eine schüchterne Furcht vor fremden Unbekannten hätten. Sir Aeberlin willigte ein und Albertok führte sie in das anstoßende Zimmer, in welchem das bekannte Gemälde aufgehängt war. Während dessen waren die Fremden in den Saal getreten und als Albertok wieder in denselben eintrat, fand er zu seinem größten Schrecken in demselben: Sir Robert John, Braun, Oerwel und dessen Gattin anwesend.

Braun reichte Sir Aeberlin ehrerbietig die Hand und sagte: „Lieber Herr Aeberlin! Ihre allbekannte Menschenliebe läßt mich hoffen, daß Sie mich armen schwer gedrückten Mann beschützen werden. Ein raubdürstiger Mensch hat mich von meinen Gütern vertrieben, mich meiner Kinder beraubt, mein Glück zerstört und mir alten Mann meinen Lebenspfad unsicher gemacht. Dieser Unmensch verfolgt mich überall und wird mich tödten, wenn er mich trifft."

Albertok bebte vor Zorn und Sir Johns Blick, der ihn fortwährend angesehen, war ihm unerträglich. Die schreck-

lichsten Rachegedanken beschäftigten seine schwarze Seele. Noch ehe Aeberlin antworten konnte, ertönte die Stimme der beiden Mädchen, die ihren Vater an der Sprache erkannt hatten, in dem Nebenzimmer. Braun stürzte freudetrunken gegen die Thüre, riß sie gewaltsam auf und schloß seine beiden Kinder in die Arme. Diese Scene des Wiedersehens ist schwer zu beschreiben. Wie groß war aber Friederickens Ueberraschung, als ihr auch Derwel und ihre Jugendfreundin Karoline, dessen Gattin, entgegentrat!

„O Gott, wie groß, wie gut bist Du!" rief Friedericke „Wie wunderbar leitest Du die Geschicke der Menschen!"

„Amen!" sagte Braun und entblößte sein greises Haupt.

Ueber den Rausch der Freude und das darauf folgende Erzählen hatte man Sir Albertok ganz vergessen, der zähne-knirschend an einem Fenster stand. Friederickens erste Frage an Derwel war natürlich über Karls Schicksal. Derwel über-gab ihr das mitgebrachte Veilchensträußchen, versicherte sie, daß Karl ihr noch immer mit treuer Liebe gedenke und ihn beauftragt habe, ihr zu sagen, daß er bald nachfolgen würde.



„Und er hat Wort gehalten!" rief eine Stimme im Hintergrunde. Karl stürzte hervor und schloß Friedericke in seine Arme. Wer vermag die Wonne des Wiedersehens dieser Liebenden zu schildern? Im Rausche des Entzückens hatte Karl die Anwesenheit von Braun und Derwels Gattin nicht gleich bemerkt. Jetzt erst gewahrte er sie und es folgte nun eine Umarmung auf die andere.

„So haben wir uns denn endlich wieder," rief Karl; „wenn Gott will, um uns nie wieder zu trennen. Meine Eltern haben ihre Härte eingesehen, bereut, und mit ihrem

Segen und ihrer Einwilligung zu unserer ehelichen Verbindung verließ ich die Heimath, um Dich meine theure Friedericke aufzusuchen. Ich hatte ein ziemliches Vermögen mitgebracht, um welches ich aber durch einen Schurken schändlich bestohlen wurde. Möge Gott es ihm verzeihen, ich habe ihm schon längst verziehen! Doch besitze ich noch immer so viel, um uns eine Farm ankaufen zu können."

Jetzt trat erst Albertok mit einer finsteren Miene, welche den inneren Kampf seiner Seele verrieth, hervor und rief mit schaudererregender Stimme:

„Jener Schurke bin ich! — Ich war es, der Sie bestohlen. Doch hören Sie die Gründe, die mich dazu trieben, das heilige Eigenthum eines unvorsichtigen Fremdlings anzugreifen. Ich segelte vor einigen Wochen von London ab nach Amerika. Ohnweit der Bermudasinseln schlug während eines schrecklichen Sturmes der Blitz in unser Schiff und alle Reisende fanden in den Wellen ihr Grab. Nur zwei Matrosen und ich entkamen glücklich der Gefahr, weil wir in ein Boot sprangen und uns den Wogen überließen. Der Sturm legte sich bald und kurz darauf erreichten wir ein Schiff, auf dem Sie, Herr v. Hohenmayer, nach Amerika reisten. Wir wurden auf dieses Schiff aufgenommen, ich hatte aber das Unglück eine in London abgeholte Erbschaft von 40,000 Pfund Sterling durch den Schiffbruch zu verlieren. Ich hatte alle meine Gläubiger hierauf vertröstet und sah mich nun dem schrecklichsten Schicksal preis gegeben, wenn ich sie nicht befriedigen konnte. Ich hatte gehört, welche Schätze Sie mit sich führten und faßte den Entschluß, solche Ihnen zu rauben. Mit diesem Raube habe ich meine Schulden getilgt und durch glückliche Speculationen und eine weitere Erbschaft mir jetzt so viel erworben,

daß ich im Stande bin, Ihnen das Geraubte mit Zinßen zurück zu erstatten. Es soll Ihnen morgen mit meinem größten Danke eingehändigt werden."

Alle sahen den Sprechenden verwundert an, dieser aber verließ den Saal und fuhr nach Hause. Sir Aeberlin erinnerte jetzt Herrn v. Hohenmayer an seine ihm gegebene Versicherung „daß derselbe den heutigen Tag zu den schönsten seines Lebens zählen würde." Albertok hatte Wort gehalten und den folgenden Tag die geraubte Summe erstattet.

Bald darauf führte Karl seine geliebte Friedericke zum Traualtare.

---

Das glückliche Paar, sowie Braun und Sir John blieben noch einige Zeit bei ihrem Freunde Derwel. Während dem hatte Albertok eine Anklage wegen des Domhofs bei Gericht erhoben und obgleich Braun mit den von Derwel geretteten Papieren seinen rechtmäßigen Besitz bewiesen hatte, so verlor er bei der bestechlichen Gerichtsbarkeit doch den Prozeß und der Domhof wurde dem Sir Steffens zuerkannt. Sir John aber, als dessen Erbe, schenkte ihn wieder unter allen gerichtlichen Formalitäten an Braun.

Karl begab sich nun mit seiner geliebten Gattin in die östlichen Staaten, um sich Land anzukaufen. Nachdem sie mehrere Gegenden und Staaten durchreist hatten, kamen sie an den Missisippi und dort, in einer anmuthigen fruchtbaren

Gegend, auf einer freundlichen Anhöhe, rief Friedericke, den theuren Gatten umarmend: „Hier laß uns Hütten bauen!" Karl willigte ein und bald zierte ein anmuthiges Landhaus die Höhe. Karl nannte es „Friedericksenlust". Braun verkaufte den Domhof und wohnte mit Mina bei seinen glücklichen Kindern. —

---

Im Sommer des Jahres 1848 wurde dieser glückliche Familienkreis noch um zwei Personen vermehrt. Die damaligen Unruhen in Deutschland machten dem alten Baron von Hohenmayer das Vaterland unsicher und er zog vor, den Rest seines Lebens mit seiner Gattin bei seinem Sohne in Amerika ruhig und zufrieden zu beschließen. Die Freude des Wiedersehens war unbeschreiblich und die einst befreundeten Väter umarmten sich, nach langer Zeit des Hasses, wieder so herzlich, als wären sie immer die treuesten Freunde gewesen.

